
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X000396857



v. Jagemann

Prof. Dr. A. v. d. Linde:

Zum

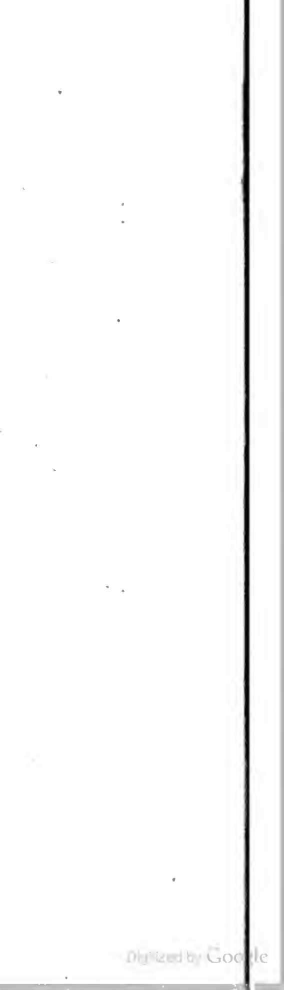
Kaspar-Hauser-Schwindel.

II.

Die gewonnene Schlacht.

(Nicht im Handel.)

Wiesbaden.
Buchdruckerei von Carl Ritter.
Im April 1888.



Prof. Dr. A. v. d. Linde:

Zum

Kaspar-Hauser-Schwindel.

II.

Die gewonnene Schlacht.

(Nicht im Handel.)

Wiesbaden.
Buchdruckerei von Carl Ritter.
Im April 1888.

Kaspar Hauser

und die

Kritik.

Von

Prof. Dr. A. v. d. Linde.

Wiesbaden.
Buchdruckerei von Carl Ritter.
Im April 1888.

Hie Schwert des Herrn und Gideons!

Richt. 7, 20.

Jn „Kaspar Hauser“ soll nun einmal die Mystik hineinragen, und so überraschte mich im Herbst des Jahres 1886, noch vor der Erscheinung meines Schmerzenskindes*) die folgende Nachricht: „Eine interessante litterarische Novität wird demnächst im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung erscheinen. Dieselbe betitelt sich Kaspar Hauser, eine neugeschichtliche Legende von Antonius von der Linde. Der durch seine Schachgeschichte, Quellenstudien, Costerlegende, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst und seinen Gutenberg (vgl. Deutsche Rundschau vom September 1885 S. 411) als unermüdlicher Forscher und gewaltiger Kritiker genügend bekannte Verfasser hat drei Jahre lang seine eiserne Arbeitskraft voll und ganz der Lösung des berühmten Kaspar-Hauser-Problems gewidmet. Herr Dr. von der Linde hat nicht allein eine gedruckte Hauser-Litteratur von mehr als 170 Nummern benutzen können, sondern es hat ihm auch ein fast erdrückendes archivalisches Material zur Verfügung gestanden, wie es noch nie in einer Hand vereinigt gewesen ist. Durch die meisterhafte Beherrschung des reichhaltigen Stoffes gestaltet sich das im Kaspar Hauser vorliegende interessante Stück deutscher Kulturgeschichte, das seit einem halben Jahrhundert Fürsten und Publikum beschäftigt hat, zu einem kritischen Cyklus fesselnder Romane, der eines großen Leserkreises sicher sein wird.“

Verlag Cotta und ich, wir haben gar nicht die Ehre uns zu kennen, es war also zunächst für mich selbst eine „interessante Novität“. Hinter meinem Rücken „verraten“ bin ich oft, war ich auch mal auf sothane Weise „verkauft“ worden? Die Veröffentlichung meines Buches in Wiesbaden hat gezeigt, daß das doch nicht der Fall war.

*) Näheres, Kulturhistorisches darüber in der Geschichte meiner „Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst“.

Die mir bekannt gewordenen Beurteilungen zähle ich zunächst chronologisch auf.

1886.*)

1. Kaspar Hauser und sein Ende. — **Neueste Nachrichten** (München) vom 25. November (No. 329), Zweites Blatt.

2. K. H. und sein Ende. — **Fränkischer Kurier** (Nürnberg) vom 26. November (No. 606), Abendblatt.

3. Kaspar Hauser. — **Pfälzische Presse** (Kaiserslautern) vom 1. Dezember (No. 333), 3. Blatt.

4. K. H. „das Kind von Europa". — **Unterhaltungsblatt der Fränkischen Zeitung (Ansbacher Morgenblatt)** vom 2. Dezember (No. 200) S. 800: Litteratur.

5. K. H. und sein Ende. — **Neue Badische Landeszeitung** (Mannheim) vom 2. Dezember (No. 608) Morgenblatt. 2. Blatt.

6. Kaspar Hauser. — **General-Anzeiger der Stadt Mannheim** vom 7. Dezember.

7. Kaspar Hauser. — **Badische Landeszeitung** vom 11. Dezember (No. 291), 1. Blatt.

8. **Straßburger Post** vom 13. Dezember (No. 345), Vermischte Nachrichten.

9. (Dr. B. Spieß.) K. H. Eine neugeschichtliche Legende. — **Rheinischer Kurier** (Wiesbaden) vom 15. Dezember (No. 294), Erste Ausgabe.

10. Kaspar Hauser. — **Kölnische Zeitung** vom 16. Dezember (No. 348), Erstes Blatt: Kunst, Wissenschaft und Leben.

11. (Litterat Hermann Dickmann.) Kaspar Hauser. — **Nassauische Volkszeitung** (Wiesbaden) vom 21. Dezember (No. 300).

---

*) Vgl. Meta Wellmers Aehrenlese, Das Wunderkind Kaspar (Vegetarische Rundschau, Berlin, vom Juli 1886, S. 214): „Der gelehrte Philologe Dr. v. d. L. in Wiesbaden schreibt pag. 7 seines neuesten Werkes" u. s. w. Folgt ein Citat aus dem ersten Druck des ersten Bandes, im Neudruck S. 10, Anm. 2. Mein Manuskript umfaßte nämlich ursprünglich drei Bände, von denen ich einen ganzen Band gestrichen habe.

12. K. H. (bezeichnet T.) — **Beilage zur Allgemeinen Zeitung** (München) vom 21. Dezember (No. 353).

13. K. H. — **Schwäbische Kronik** des Schwäbischen Merkurs. Zweite Abteilung, 1. Blatt, No. 305. Sonntagsbeilage den 26. Dezember, S. 2353.

14. Wieder einmal K. H. — **Frankfurter Zeitung** vom 29. Dezember (No. 363), Zweites Morgenblatt, Feuilleton (Spalte 6).

15. H., Abermals K. H. — **Frankfurter Journal** vom 29. Dezember (No. 663) Beilage.

16. Journal des Débats.

1887.

17. G. Valbert (Cherbuliez), La légende de Caspar Hauser. — Revue des deux mondes (Paris) vom 1. Januar 1887. LXXIX pp. 202—213.

18. v. H(oltzendorff), K. H. — **Der Gerichtssaal.** Zeitschrift für Strafrecht, Strafprozeß (u. s. w.), herausgegeben von Dr. F. v. Holtzendorff, Professor der Rechte zu München, vom Januar, Band XXXIX, S. 313, No. 27.

19. Ein neues Buch über K. H. — **Die Post** (Berlin) vom 3. Januar, Feuilleton.

20. W. Pierson, Ein neues Werk über K. H. — **National-Zeitung** (Berlin) vom 5. Januar (No. 7), Morgen-Ausgabe.

21. Et ecce iterus sanctus Casparus. — **Badische Landeszeitung** vom 7., 8. und 9. Januar (No. 5—7).

22. Ein neues Buch über K. H. — **Karlsruher Landeszeitung** vom 15. Januar (No. 13).

23. (H. W.) Kaspar Hauser entlarvt. — **Kölnische Volkszeitung** vom 19., 20. und 21. Januar: Welt und Wissen.

24. v. T. zu M(ünchen), K. H. — **Wiesbadener Anzeigeblatt** (No. 29) vom 4. Februar.

25. K. H. — **Darmstädter Zeitung** vom 8. Februar (No. 38), S. 226, Litterarisches.

26. Reinhold Schlingmann, K. H. im Lichte der neuesten Forschung. — **Deutsche Lesehalle** (Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt) vom 6., 13. und 20. Februar.

27. **Deutscher Reichs-Anzeiger** vom 10. Februar (No. 35): Kunst, Wissenschaft und Litteratur.

28. De Kaspar-Hauser-Legende. — Zondagsblad van het Nieuws van den Dag (Amsterdam), 6 Maart (No. 10).

29. —r, K. H. — **Der Katholik.** Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben (Mainz), redigiert von Dr. J. B. Heinrich und Dr. Ch. Moufang, LXVII. Erste Hälfte. S. 442—445.

30. (G. A.) Seyler, K. H. — **Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine** (Berlin) vom April (No. 4).

31. hr., K. H. — **Die Nation.** Wochenschrift für Politik u. s. w. von Dr. Th. Barth (Berlin), vom 23. April (No. 30), S. 454.

32. v. Kirchenheim, K. H. — **Centralblatt für Rechtswissenschaft,** VI. Band, 5. Heft, S. 171/72.

33. „K. H." — **Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes** (Berlin) vom 7. Mai (No. 19), S. 278.

34. K. H.! — **Norddeutsche Allgemeine Zeitung** (Berlin) vom 28. Mai (No. 243) Morgens (S. 3, Sp. 4).

35. E. v. J., K. H. — **Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft** vom 5. Juni.

36. K. v. L., K. H. — **Litterarisches Centralblatt für Deutschland** (Leipzig) vom 18. Juni (No. 25) S. 840.

37. K. H. — **Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft des Hamburgischen Correspondenten** vom 26. Juni (No. 13).

38. J. Br., Kaspar Hauser und kein Ende. — **Die Grenzboten,** III. (1887), S. 54—56.

39. K. H. — **Dresdener Nachrichten** vom 30. Juli.

40. K. Th. Heigel (München), K. H. — **Deutsche Litteraturzeitung** (Berlin) vom 6. August (No. 32), S. 1146.

41. Hugo Landwehr, K. H. — **Deutsches Litteraturblatt** (Berlin) vom 6. August (No. 19).

42. L. F., K. H. — **Die Gegenwart,** Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben (Berlin) vom 29. August (No. 35), S. 143.

43. K. H. — **Beilage zur Vossischen Zeitung** vom 31. August (No. 404): Journal- und Bücherschau.

44. K. H. — Saturday Review (London) vom 3. September.

45. **New-Yorker Staatszeitung** (Herbst).

46. Hff.-R., K. H. — **Organ für Taubstummen-Anstalten in Deutschland** (No. 11) S. 225: Bücherschau.

47. Zur Kaspar-Hauser-Frage. — **Correspondent von und für Deutschland** (Nürnberg) vom 28. November.

1888.

48. Zum Kaspar Hauser-Schwindel. I. — **Rheinischer Kurier** vom 25. Januar, Morgen-Ausgabe.

49. Gustav Adalbert Seyler, Nochmals Kaspar Hauser. — **Korrespondenzblatt** (wie S. 54 Nr. 30) vom Februar.

50. v. d. L., Kaspar Hauser und die Wunder Jesu Christi. — **Wiesbadener Anzeigeblatt** (Chr. Limbarth) vom 1. April (No. 78), 2. Beilage, Litterarisches.

Die wichtigsten Preßstimmen bilden ein eigenes Kapitel in der Geschichte der K. H.-Legende, das nicht spurlos zu Grunde gehen darf. Dazu gehören aber selbstverständlich nicht die meinem Buche nachgebildeten Erzählungen; diesen entnehme ich nur die Angabe, wie der betreffende Nacherzähler sich mit seinem Urteil zu meiner Kritik stellt. Die Anmerkungen rühren sämtlich von mir her.

Die sich wie exakte Forschung gebärdende kritiklose Abschreiberei aus Feuerbachs „Roman" bei Heermann (Über die Bildung der Gesichtsvorstellungen aus den Gesichtsempfindungen, S. 186) stört uns nicht, denn der jüngste Abschreiber des Abschreibers, der Augenarzt Hermann Wildbrand in Hamburg, deutet schon in dem

Titel seines Buches die Ätiologie dieser Krankheitserscheinungen an: Die Seelenblindheit als Herderscheinung (Wiesbaden 1887, Kaspar Hauser S. 11–13). Die Seelenblindheit dieses Zeitgenossen (nein, dieses Druckereigenossen!) ist so aufrichtig gemeint, daß er von Hamburg aus beobachten konnte, Kaspar Hauser sei im Opiumtaumel auf die Straße ausgesetzt worden! Wie der berauschte Kaspar, in drei Tagesmärschen, von Regensburg über Neumarkt nach Nürnberg getaumelt, das geht klar hervor aus den „Beziehungen der Seelenblindheit zur homonymen Hemianopsie, zur Alexie und Agraphie“.

1.

Trotzdem die Geschichte des räthselhaften Findlings seit einem halben Jahrhundert bis in die neueste Zeit fast bis zur Ermüdung dem Lesepublikum nach den verschiedensten Richtungen vordemonstrirt wurde, ist erst in den jüngsten Tagen wieder ein neues und zwar das umfangreichste Werk erschienen, das je über den Gegenstand geschrieben wurde: „Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende von Antonius von der Linde. Zwei Bände. 1828—1833 und 1834—1884. Verlag von Chr. Limbarth in Wiesbaden.“

— — — — — — — — — — — — —

Hatte sich doch von der Linde in der Literatur als unermüdlicher Forscher und gewaltiger Kritiker einen Namen erworben, der ihm einen Platz unter den allerbedeutendsten Schriftstellern unserer Zeit sichert. Nur ein Auszug aus seiner Bibliographie verzeichnet 43 Werke theils philosophischen, theils theologischen, theils geschichtlichen Inhalts. Darunter befinden sich geradezu epochemachende Publikationen, so „die Haarlemer Costerlegende“ (1870), welche mit der Prätension seiner Holländer Landsleute auf Erfindung der Buchdruckerkunst durch den Haarlemer Lorenz Coster endgiltig aufräumte. Schon im Jahre 1865 hatte von der Linde ein Urkundenwerk zur Geschichte des falschen Demetrius herausgegeben. Was Wunder, daß den Mann, dem der Kampf gegen alle Unwahrheit und Geschichtsfälschung gleichsam zur andern Natur geworden, das Kaspar Hauser-Problem gereizt, daß seine kritische Feder sich den in der Kaspar Hauser-Geschichte so reichhaltig gebotenen kulturgeschichtlichen Stoff zum Vorwurf genommen hat.

Linde hält es für eine nationale Aufgabe, die deutsche Geschichte von dem Makel des Kaspar Hauser-Schwindels zu befreien und „Bayern insbesondere“ — bemerkt der Verfasser in der Vorrede — „hat ein sittliches Interesse an der Beseitigung der landläufigen Hauser-Geschichte.“ Der Verfasser hat sich zur Aufgabe die Beantwortung der kulturhistorischen Frage

gestellt: Wie ist es denn zugegangen, daß ein junger Mensch, der am Abend des 26. Mai 1828 der Polizei in Nürnberg zugeführt worden ist und zur Beglaubigung nichts bei sich hatte, als einen Brief von einer Handschrift, wie er selbst sie schrieb, — daß dieser Mensch nicht allein die Tagesliteratur, sondern zuletzt gekrönte Häupter und ihre diplomatische Vertretung jahrelang beschäftigt hat?

Um die Lösung dieser Frage zu ermöglichen, hat von der Linde das Auftreten K. Hausers von Anfang bis zu Ende Schritt für Schritt an der Hand der sichersten zugänglichen Quellen einer geradezu minutiösen Untersuchung unterworfen. Außer einer gedruckten Hauser-Literatur von nicht weniger als 175 Nummern hat dem Verfasser ein fast erdrückendes archivalisches Material zur Verfügung gestanden, wie es noch nie in einer Hand vereinigt war. Den Haupterklärungsgrund wie sich der Kaspar Hauser-Mythus bilden und entwickeln konnte findet von der Linde in einer Art geistiger Epidemie, von der in jener Zeit die Gemüther beherrscht waren. „Der Irrsinn" — sagt Nietzsche — „ist bei Einzelnen etwas Seltenes — aber bei Gruppen, Parteien, Völkern, Zeiten, die Regel". Von dieser Volksseelenkrankheit waren auch diejenigen befallen, welchen K. Hauser am Anfang seines Auftretens in die Hände fiel.[1]) An dem so entstandenen Kaspar Hauser-Märchen hat dann eine gelehrte und ungelehrte Menge theils in gutem, theils auch in schlechtem Glauben mitgewirkt. Nach von der Linde war K. Hauser ein entwichener Junge aus Altbayern, der nicht als Betrüger, sondern nur als gewohnheitsmäßiger Lügner, wie es deren so viele gibt, nach Nürnberg kam, der erst durch das Verfahren mit ihm vom Lügner zum Betrüger geworden und der in der Folge nur die Früchte der Dummheit mit Behagen genossen hat. „Würden wir die Vorgeschichte K. Hausers kennen, wir würden herzlich lachen", dieser einfache, kerngesunde Gedanke von der Linde's trifft den Nagel auf den Kopf.

Das Werk ist dem k. Landger.-Rath Dr. Julius Meyer in Ansbach gewidmet, der zum ersten Mal (1872) auf Grund quellenmäßiger Forschungen „Authentische Mittheilungen" und in der Folge eine Reihe anderer Publikationen über den Gegenstand erscheinen ließ. Von besonderem Interesse erscheint derjenige Abschnitt des Buches, welcher von K. Hauser als der Verkörperung eines unberechtigten politischen Anspruches handelt, in welcher Beziehung höchst wichtige, überraschende Enthüllungen über Vorgänge an den Höfen zu München, Karlsruhe, Berlin u. a. mitgetheilt werden. Mit in den Kauf muß man freilich manchen Zornerguß nehmen, sowie manches herbe Urtheil über Verhältnisse und Persönlichkeiten. Aber wie v. d. Linde mit Recht sagt, bei Behandlung des Hauser'schen Falles ist es schwer, ja unmöglich, eine Satire nicht zu schreiben. Und gerade auf der virtuosen Handhabung der Satire beruht eine der Hauptstärken des Einsiedlers in Wiesbaden.[2]) Dabei findet sich eine Reihe so fesselnder Partien in dem

---

[1]) Umgekehrt! Die ansteckende Krankheit hat sich an K. H. entzündet.

[2]) Einsiedler in Wiesbaden — das weiß man sogar in München? Ist freilich richtig.

Buch, daß sie sich fast wie ein Roman lesen. Auch manifestirt sich in der ganzen Gruppirung und Darstellung die geniale Denk- und Kombinationsgabe, wie wir sie bei allen Werken des Verfassers zu bewundern Gelegenheit haben.

Sehr werthvolle Beigaben bilden Reproduktionen von Handschriften, Zeichnungen und Bildnissen, dann am Schlusse des Werkes eine chronologische Uebersicht und die Kaspar Hauser-Litteratur von 1828 bis 1884. Ob mit dem Werk auch wirklich das letzte Wort über Kaspar Hauser gesprochen ist? Kaum glaublich. Der Stoff ist zu pikant. Auch wird das Buch manche Rekriminationen hervorrufen. Doch sei dem, wie ihm wolle — ein erschöpfenderes Buch über den Kaspar Hauser'schen Fall zu schreiben, wird einem Sterblichen nicht gelingen und für wen nach dieser Publikation noch nicht das Ende Kaspar Hausers gekommen ist, für den wird es überhaupt keines geben.

2. = 1.

3.

Auf Grund eines umfassenden bibliographischen und archivalischen die gesammte Hauser-Litteratur umfassenden Quellenmaterials hat der Verfasser die noch ungelöste Frage des Nürnberger Findlings einer neuen Untersuchung unterzogen und dieselbe endgiltig zum Abschluß gebracht. v. d. Linde weist überzeugend nach, daß Hauser ein aus Altbayern entwichener Junge gewesen sei, der zunächst nur gelogen habe und später um der Früchte seiner Lügen nicht verlustig zu gehen, zum Betrüger geworden sei. Würden wir, sagt der Verfasser, das Vorleben Hausers kennen, wir würden herzlich lachen!

4.

Auszug aus 1. mit Anwendung auf „Ansbacher Verhältnisse und Persönlichkeiten.“

5. = 1., 6. = 3.

7.

Die Zeit, in welcher diese Sage die öffentliche Meinung erregt hat, ist zwar vorüber. Aber eine geschichtlich anreizende Aufgabe bleibt es immer, zu erforschen, wie ein Unbekannter, der von sich selbst Anfangs nichts als die Unkunde seiner Heimath behauptete, ein Mensch von normalem Körper, die Impfzeichen an sich tragend, ein gewöhnlicher Bursche, der (mit einem namenlosen Brief an einen Rittmeister versehen) zur Reiterei zu kommen begehrte, hierzu sich erkundigte und den Weg zeigen ließ, am Hause schellte und in seiner altbayerischen Mundart nach dem Gesuchten fragte — wie eine solche Person zu einem Thronprätendenten und einer europäischen Berühmtheit werden konnte. Es war nur möglich durch eine inmitten liegende Fabel, welche Hauser selbst nicht einmal erfand, sondern nur in sich hineinfragen ließ, da das Sensationsbedürfniß Dritter, welche bei seiner Versagung der Auskunft sich nicht beruhigten, für ihn und unter seiner befördernden Zulassung eine Vorgeschichte erfand, bestehend in der Annahme einer viel-

jährigen Einsperrung im Dunkeln, ohne jeden Umgang und jede Bewegung. Daß eine solche Behandlung den Körper und die Sinne hätte schädigen und umbilden müssen, hat man als nicht zur Fabel passend einfach außer Acht gelassen; auch wurde durch angeblich wissenschaftliche Versuche Hauser ja sogar als Wundermensch erkannt, der auf eine halbe Stunde eine todte Maus roch, von einer Traubenbeere berauscht und durch Beriechen eines Arzneistöpsels geheilt wurde. Freilich gab es immer einige Einsichtige, welche den Schwindel und die Selbsttäuschung erkannten. Sie blieben aber um so mehr in der Minderheit, als die Nachforschung nach der Herkunft Hauser's immer neue, prickelnde Stoffe schuf. Bald sollte er ein Sohn Napoleon's, oder des Czarewitsch, bald ein bayerischer oder badischer Prinz, oder ein ungarischer Magnat sein, bald kam man auf Erbfälle in gräflichen Häusern, oder endlich auf Pfarrersköchinnen, deren eine größere Zahl beunruhigt wurde. Kaspar war ohne irgend auffällige Körper- oder Geisteseigenschaften wegen seiner unsichtbaren Schicksale und wegen seiner schnellen Fortschritte nach angeblicher Unbildung zu einer besichtigten Merkwürdigkeit und zu einer gesellschaftlichen Person geworden, welche namentlich die Damen liebten. Dennoch wurde seine Stellung — wie einmal durch seine große Lügenhaftigkeit in Nürnberg, wo dann ein angeblicher Anfall des schwarzen Mannes ihm aufhelfen mußte — auch in Ansbach unhaltbar, als der Lehrer Meyer ihn genau beaufsichtigte und Zweifel und gründlichere Nachforschungen seines Wohlthäters, des Grafen Stanhope, sich ankündigten. In dieser Lage griff er, um sich wieder Glauben zu verschaffen, zur Selbstverwundung, welche aber gegen seinen Willen tödtlich wurde. Dieser Hergang im Ganzen ist bis in die kleinsten Züge mit zum Theil neuen, stets aber urkundlichen und literarischen Beweisen in dem Werke des bekannten Geschichtsforschers von der Linde belegt. Von Interesse sind namentlich die Mittheilungen über Hauser's erstes Erscheinen und über die Bekenntnisse auf dem Todtenbette; große Unterhaltung bieten die köstlichen Satyren über die Homöopathie und die humorvollen Seitenüberschriften; bedenkliche Stellen aber sind durch Wiedergabe in lateinischer Sprache mit einem Schleier angethan.

8.

Ganz unerwartet hat die grade für Baden ein so eigenthümliches Interesse bietende Räthselfrage über das Schicksal Kaspar Hausers nach mehr als einem halben Jahrhundert noch eine meisterliche Bearbeitung gefunden, welche an Fülle des Materials und unerbittlicher logischer Sichtung alles früher Geleistete weit hinter sich zurückläßt. Das Werk hat den [Vorstand] der Bibliothek zu Wiesbaden, Antonius von der Linde, einen Gelehrten von bewährtem Rufe und unnahbarer Makellosigkeit des Charakters, zum Verfasser. Selbstverständlich ist unter diesen Umständen keine Tendenzschrift zu Gunsten des einen oder des anderen Interessentenkreises entstanden, sondern eine wissenschaftliche Arbeit, die sich jedoch auf Grund ihres eigenthümlichen Stoffes wie ein Roman liest. Auf welche Art die beiden Söhne des Großherzogs Karl von Baden im zartesten Kindesalter gestorben sind, ist dem Verfasser völlig gleichgiltig; aber er be-

weist — und das ist der Kernpunkt der ganzen Sache — unwiderleglich, daß Kaspar Hauser keines dieser Kinder (es handelt sich indeß nur um das ältere) gewesen sein kann. Auch die Correspondenz der Markgräfin Amalie von Baden mit ihrer Tochter, der Kaiserin von Rußland, ist dabei benutzt. Mit besonderer Schärfe geht die Arbeit gegen die phantastische Märchenlogik Anselms v. Feuerbach vor. Aber auch tiefere politische Eindrücke bietet das Werk, indem es zum Ausgangspunkte eines Theiles seiner Beweisführung den Vertrag von Ried zwischen Oesterreich und Bayern vom Jahre 1813 nimmt, in welchem die Wiederzertrümmerung Badens durch den Rückfall der Pfalz an Bayern und des Breisgaues an Oesterreich ausbedungen war. Erst auf dem Congreß zu Aachen 1818 wurde diese Gefahr endgiltig beseitigt, wenigstens in den Augen der europäischen Mächte, wenn auch nicht in jenen Bayerns, von welchen man noch 1827 einen Einfall in die Pfalz befürchtete.

9.

Wer nur einen Blick in die Hauser-Litteratur gethan hat, der wird die Bedeutung dieser Novität zu würdigen wissen. Sie bedeutet in der That, was der Prospekt angekündigt hat: „Kaspar Hauser und sein Ende." — Es ist ja wahr, das Interesse an diesem Liebling der modernen Mythendichtung, dessen niedrige Persönlichkeit wohl in keinem früheren Zeitalter eine solche Verherrlichung gefunden haben würde, als eben in unserem Zeitalter des wissenschaftlichen, nicht ethischen, Fortschritts, ist bei der Masse des Volkes, wie verdient, auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Und wenn je es einer verstanden, diesem kranken Schoßkinde der modernen Romantik die Maske des Betrugs vollends abzureißen, so war es der uns längst rühmlich bekannte Zerstörer der Costerlegende, welcher durch seinen Gutenberg soeben erst wieder die Augen aller Kenner der Kulturgeschichte auf sich gelenkt hat. Solche Werke sind monumentale Erscheinungen, sind Ereignisse des geistigen Lebens. Mit einer phänomenalen Arbeitskraft und einem seltenen Scharfsinn weiß der Verfasser, getragen von einem zürnenden philosophischen Pessimismus, ungeheure Lagerungen der Litteratur leicht zu schichten und zu lichten, die Motive seiner Missethäter aufzudecken und Kommentare, meist nur — leider — allzu wahrheitsgetreue, zu dem »Mundus vult decipi« zu schreiben; Kommentare, deren Lektüre durchweg fesselt, vielfach aber auch den Leser beunruhigen muß! Eine Kritik des oben angezeigten Werkes ist im Rahmen eines Zeitungsreferates unmöglich. Darum begnügen wir uns, nachdem wir allerdings Lindes Werk gründlich durchgelesen haben und einen Einblick in die wichtigsten Hauserprobleme gewonnen, mit einer Besprechung desselben. Die Notiz der Konversationslexika, daß von Mittelstädts Untersuchungen dem Hauserschwindel ein Ende gemacht, ist insofern richtig, als es sich um die badenische Prinzenschaft Hausers handelt; mißverständlich, ja sogar falsch, wenn man Mittelstädts Entdeckung auch auf die Genesis des Mythus bezieht. Hier war noch eine bedenkliche Lücke! Hauser gilt noch bis zur Stunde als „räthselhafter Findling", figurirt als solcher in allen Lexiken

und Zeitschriften. Darum war es ein sittliches, wie wissenschaftliches Bedürfnis, daß die Ursprünge dieses unsinnigen Mythus und die Schurkenstreiche ans Tageslicht gezogen wurden, denen der Mythus seine Verbreitung und hartnäckige Vertheidigung verdankt. Und dies hat von der Linde geleistet: der Nichtdeutsche (Niederländer) hat dem deutschen Volke ein modernes Narrenschiff vorgehalten, das man nicht mit der behaglichen Freude an der mittelalterlichen Satyrik des ersten harmlosen Narrenschiffs (von Seb. Brandt) aus den Händen legt, sondern mit Entrüstung über die Betrügereien in den höheren Schichten der Bevölkerung, die eben Linde'sche Keulenschläge verdient haben. Und zwar fällt gerade für die vier Fakultäten ein gut Theil Satyre ab. Der ordo theologorum mit seinem Pochen auf das auguste'ische „geschichtliche" (=unmythische) Zeitalter, lernt in den Hauserapologeten bedenkliche Stiefbrüder kennen, deren Reproduktionskünste an die positive Harmonistik gemahnen, deren Verdammungssucht an die Bannstrahlen eines Innocenz oder Bonifaz erinnert. Auch die römischen Theologen kriegen etwas ab; denn auf die Konvertiten Sam. Müller, Daumer und Kaspar H. brauchen sie nicht eben stolz zu sein. Der ordo medicinorum lese einmal den Abschnitt über Papa Hahnemann, Homöopathie, Apsorismus (der Impfzwang stempelt aber alle Mediziner zu Homöopathen), ferner die Untersuchungen über Hausers Herkunft („Blutprobe") ꝛc. und er wird des Schwindels genug entdecken. Doch weiter: »Dat Galenus opes, dat Justinianus honores.« Die Spezies der Juristen vollends läßt nach dem Buche Lindes tief ins Kriminalistische blicken (Feuerbach). Die wächserne Nase des Jus sanctum fällt uns sofort ein. An den Pranger gestellt sehen wir hier die mit der Unfehlbarkeit des Urtheilsspruchs (dem modernen Massendogma) ausgestatteten damaligen Wächter der Gerechtigkeit. Wozu nun noch das genus mixtum et compositum der Philosophen: Gymnasial-Professoren (Daumer, Hermann und anderen Obskuranten), Bibliothekare (Petzholdt), Litteraten, Redakteure, wozu — diese Blumenlese gebildeter Thoren, die sich von einem Bauernlümmel, einem gefangenen Vagabunden am Narrenseil ziehen lassen? Wozu die Blößen der Aristokraten und Demokraten (Sonnemanns Blatt) in dem Kampfe der Biedermänner für ein Phantom hier aufdecken? Die vernichtenden Hammerschläge der Linde'schen Kritik machen sogar die Wände eines deutschen Fürstenhofes zittern. — Hochstaplerinnen fehlen auch nicht in dem Werke. Doch genug! Hoffentlich haben diese Zeilen den Leser neugierig gemacht, das Werk selbst kennen zu lernen. Daher verzichten wir darauf, eine Analyse der beiden Bände zu geben, um dem Genusse der Lektüre nichts vorwegzunehmen. Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf das Gemüth des Geschichtsforschers aus, welcher nichts weiter sucht, als das Abnorme selbst in den historischen Erscheinungen zu verstehen und zu begreifen. Und sogar in vorliegendem Beitrag zur Geschichte der menschlichen Verirrungen wird er unschwer das instinktive Verlangen der Menschen nach einem Mythus, einer Durchbrechung des geschlossenen Kausalnexus täglicher Erfahrung durch das Unmögliche und Ungeheuerliche als das

agens auch der Hausergeschichte erkennen. Selbst in der gedankenlosen Leichtgläubigkeit mag doch mitunter mehr bona fides gesteckt haben, als der Verfasser anzunehmen gestattet. Wünschen wir ihm von Herzen Glück zu den riesigen Erfolgen seiner Forschungen, aber auch reiche Gelegenheit, die Menschheit in etwas optimistischerer Gestalt kennen zu lernen! Schließlich die Versicherung, daß die treffliche korrekte Ausstattung des Werkes dem Verlag (von Herrn Limbarth) und Druck (durch Herrn C. Ritter) alle Ehre machen!

10.

Im Jahre 1870 erschien im Haag ein Buch, welches das größte Aufsehen erregte: „De Haarlemsche Costerlegende." Dasselbe schaffte die Behauptung, daß nicht Gutenberg, sondern der Haarlemer Lorenz Coster die Buchdruckerkunst erfunden habe, unwiderleglich aus der Welt, die Aufnahme aber, die es bei den Holländern fand, verleidete dem Verfasser das Leben in seiner Heimath, er siedelte nach Deutschland über und ist seit einer Reihe von Jahren Oberbibliothekar der königlichen Landesbibliothek zu Wiesbaden. In dieser Stellung hat er, früher schon in der gelehrten Welt hochgeschätzt, eine Reihe bedeutender Werke verfaßt, zuletzt eine umfangreiche, auf drei Quartbände berechnete Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst, von denen der erste Band erschienen ist. Alle seine Werke zeichnen sich durch staunenswerthe Gelehrsamkeit, unermüdliches Suchen nach den entlegensten Quellen, glückliche Gabe, auch den schwächsten Spuren mit Erfolg nachzugehen, unbestechliche Wahrheitsliebe, gerechtes aber unnachsichtiges Urtheil, glühenden Haß gegen Lug und Trug und schonungslose Verachtung absichtlicher Täuschung aus. Seit Jahren hat ihn die Geschichte Kaspar Hausers beschäftigt, und mit der Thatkraft und Gründlichkeit, die ihm im höchsten Grade eigen sind, hat von der Linde diese „neugeschichtliche Legende" studirt und so vollkommen des künstlich um sie herumgeschlungenen und gewachsenen Wunderglanzes entkleidet, daß nun doch wohl endgiltig der Glaube an dieses „Räthsel seiner Zeit" vernichtet sein wird. An der Hand der umfangreichen, am Schlusse des zweiten Bandes aufgeführten Litteratur und eines kolossalen Aktenmaterials weist von der Linde, wie uns scheint, überzeugend und unwiderleglich nach, daß Kaspar Hauser, von Haus aus ein Lügner — „weil er, ein entsprungener Landstreicher oder durchgebrannter Bauernbursche, Stalljunge, Hauderer oder dergleichen, etwas zu verdecken gehabt und Nachfrage verhindern wollte", — durch die Albernheit, Verdrehtheit und Ueberspanntheit seiner Umgebung bald zum Betrüger, und als er die Zeit herankommen fühlte, in welcher seiner Rolle ein Ende gesetzt zu werden drohte, zum Selbstmörder wurde, da die Verletzung, die er sich, um das erlöschende öffentliche Interesse wieder auf sich zu ziehen, beigebracht, allerdings wohl wider seine Absicht einen tödtlichen Verlauf nahm. Mit eiserner Folgerichtigkeit geht von der Linde jeder Spur nach, welche die Glieder der Kette aneinanderreihen hilft, zu der seine scharfsinnigen Schlüsse sich nach und nach zusammenschließen. Mit der gleichen Sicherheit der wissenschaftlichen Methode, die er bei der Feststellung der einzelnen Momente anwendet, welche zur allmählichen Umgestaltung des Hauser-Mythus führten,

verfolgt er auch die von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehenden Versuche einer Aufklärung des angeblichen Hauser-Räthsels, sowohl die gutgemeinten, mehr oder weniger albernen, als auch die von verwerflichen Bestrebungen eingegebenen bösartigen. Bekanntlich nimmt unter den letztern die auf König Ludwig I. von Bayern und Feuerbach einerseits und, unabhängig von diesen, auf den politischen Flüchtling Garnier zurückzuführende Erfindung, daß Kaspar Hauser der in der ersten Kindheit ausgewechselte Sohn des Großherzogs Karl von Baden gewesen sei, die vornehmste Stelle ein. Nachdem schon Mittelstädt aus den badischen Archiven den Tod des wirklichen badischen Thronerben mit einer jedem Juristen genügenden Bestimmtheit aktenmäßig nachgewiesen hatte, konnte von der Linde noch weitere urkundliche Beweise dafür beibringen, daß der fürstliche Knabe in den Armen seiner Großmutter gestorben sei und daß diese selbst an ihre Töchter über diesen Todesfall eingehend berichtet, daß auch Großherzog Karls Schwester, die Königin Karoline von Bayern, in Briefen an ihre Tochter, Königin Elisabeth von Preußen, die Hypothese von Hausers badischer Prinzenschaft entschieden verwarf, sowie endlich, daß Großherzog Karls Tochter, die Herzogin von Hamilton, die eigenhändige Erklärung abgab, daß ihre Mutter, die Großherzogin Stephanie, dieser Sache keinen Glauben schenkte, vielmehr wie auch die alte Markgräfin oft sagte: „Es ist unmöglich." Er war aber ferner in der Lage, ganz genau und aktenmäßig nachzuweisen, wie es kam, daß diese bösartige Erfindung immer wieder auf der Tagesordnung erschien. Er hat auf Grund ihm zur Einsicht vorgelegter Briefe von Hausers Vormund, Freiherrn v. Tucher, wie zahlreicher anderer Briefe und Aktenstücke den Nachweis liefern können, daß eine förmliche Verschwörung zur Wiederbelebung der Prinzenfabel bestand und daß unter thätiger Theilnahme des halbverrückten Professors Daumer, eines aus der Veröffentlichung der Tuilerieenpapiere höchst unvortheilhaft bekannten ehemaligen badischen Offiziers Fischer (der auch die letzte 1883 bei Coppenrath in Regensburg erschienene Hauser-Broschüre unter der Chiffre .... von K .... veröffentlichte), des wegen unehrenhaften Schuldenmachens verabschiedeten frühern badischen Gesandten in Wien, Baron Andlaw, sowie des demokratischen Publizisten Kolb von 1868 bis 1884 die schmähliche Treiberei in den verschiedensten Formen fortgesetzt wurde, wobei den angeblich neuen „Enthüllungen aus Papieren einer hohen Person", welche die gesammte Gesellschaft zusammenbrachte, im wesentlichen nichts weiter zu Grunde lag, als ein längst in Vergessenheit gerathener, 1834 erschienener Sensationsroman eines gewissen Seybold. Wir haben diese badische Prinzenfabel und ihre gründliche und methodische Widerlegung deßhalb in unserer Anzeige ausführlicher behandelt, weil sie dem Hauser-Mythus wohl in erster Reihe zu so unverdient langer Lebensdauer verholfen hat, nicht als ob wir in dieser Widerlegung das Hauptverdienst und die Hauptstärke des Werkes von Linde erblickten.[3])

[3]) Nicht besonders scharfsinnig! Erst die Vernichtung der von Mittelstädt nicht verstandenen Kasparmythen hat auch die Prinzenfabel wirklich beseitigt. Eine juristische Beweisführung ist übrigens noch keine historische. Ein deutscher

Diese beruht unseres Erachtens vielmehr in der planmäßigen Aufdeckung der ganzen Art und Weise, wie dieses Märchen gezüchtet wurde. Diese Aufdeckung entzieht ja ohnehin allen Hypothesen ohne Ausnahme jede wirkliche Grundlage. Wir müssen uns hier mit diesen kurzen Bemerkungen bescheiden und die Leser, welche an dem Gegenstand Antheil nehmen, auf das Buch selbst verweisen. Es ist zu reichhaltig und in seiner ganzen Anlage zu eigenartig behandelt, als daß Auszüge für das Studium des Werkes selbst irgend einen Ersatz bieten könnten. Aber das dürfen wir am Schlusse noch als unsere Ueberzeugung aussprechen: Wer nach der Durchlesung des Linde'schen Werkes noch an die Kaspar Hauser-Legende glaubt, ist unheilbar und unbelehrbar. Für jeden, der die Beweisführung Lindes offenen Auges liest, ist Kaspar Hauser für alle Zeiten abgethan.

11.

Obgleich der Verfasser rühmt, daß „der seltene Mann A. v. d. L. es versteht den Blinden den Staar zu stechen", und daß ich „ebenso gründlich wie weiland Sankt Herkules die Reinigung des Augiasstalles unternommen und zu Ende geführt habe", — ist sein Elaborat von 120 Zeilen doch gar zu philisterhaft. Man urteile!

„Wir können uns kurz fassen und auf die Frage: Was ist es mit dem Kaspar? — erklären — und zwar aus Rücksicht auf die berechtigte Neugier des Lesers mit tiefem Bedauern —: „Es ist halt nichts!" — Die ganz direkte Frage aber: „Wer war Kaspar Hauser!" — erheischt die Antwort: „Er war ein Lump, vielleicht sogar ein Erzlump! Ein geriebener Landstreicher, ein verlogener Bauernlümmel!" — Das heißt ein großes Wort gelassen aussprechen, — — —

nein, das heißt Bierbankgeschwätz, das um so empfindlicher anwidert, wenn es mit der seichten Phrase schließt: „Darum richtet nicht zu strenge mit Daumer, Feuerbach und Genossen" — denn eben das sind die Hauptschuldigen an dem ganzen Schwindel. Der naseweise Litterat hat mein Buch gar nicht verstanden.

Geschichtsforscher schrieb mir den 26. März 1886: „Obgleich ich an die badische Prinzenschaft C. Hausers nicht mehr glaube, so halte ich doch auch den natürlichen Tod der beiden Prinzen für sehr unwahrscheinlich (darüber kann man grade aus dem Munde alter loyaler badischer Edelleute sehr merkwürdige Erzählungen hören), und es ist mir eine wahre Freude, daß jetzt endlich ein gründlicher und fachkundiger Forscher sich des dunklen Handels bemächtigen will. Die bisherige Litteratur über die Frage ist unglaublich schlecht; selbst das beste Buch, das von Mittelstädt, verfährt nur juristisch, nicht historisch." Man fälsche also nicht — pro domo!

12.

Referat von etwa 200 Zeilen mit 8 Anmerkungen, in dem u. a. behauptet wird:

„Fast alle Werke des Verfassers flößen uns durch die peinlich gewissenhafte Quellenforschung, das aufrichtige Suchen der Wahrheit und einen seltenen Scharfsinn die höchste Achtung ein; aber fast in allen auch ist leider eine übermäßige Leidenschaftlichkeit, eine verbitterte Ungerechtigkeit gegen Andersdenkende und ein gewisser Cynismus[4]) in der Darstellungsweise nicht zu verkennen. Diese Vorzüge und diese Fehler zeichnen auch das vorliegende Werk aus, unstreitig das bedeutendste und umfassendste (das einzige zweibändige), das über das nun seit mehr als einem halben Jahrhundert spukende Gespenst erschienen ist. Nicht weniger als 176 Nummern umfaßt das (S. 325—398) des zweiten Bandes gegebene Verzeichniß der Hauser-Literatur."

Nr. 176 ist freilich noch nicht erschienen. Die vollständige Nummer heißt: Und aberabermals K. H. Frankfurter Kaspar-Moniteur 1887. Ungedruckte Artikelreihe von Kolbs Perisprit aus der vierten Dimension.

Das provozierte Giftblatt hat sich selbstverständlich geduckt, ebenso selbstverständlich aber den Leckerbissen koscher befunden, den die Allgemeine Zeitung ihm verständnisvoll serviert hat. Denn — ich bin Kolb zu nahe getreten! „Daß Fischer und v. Andlaw von dem moralischen Scharfrichter hingerichtet werden, scheint uns ein Akt der Gerechtigkeit zu sein. (Wie höchst merkwürdig! L.) In der Weise aber, wie er Kolb beurtheilt [der wegen seiner verlogenen Polemik schon von Mittelstädt mit ordentlichen Keulenhieben bedacht und von mir noch weiter entlarvt worden ist], müssen wir die oben von uns bezeichnete Leidenschaftlichkeit erkennen." Und nun folgt wirklich der Nachweis eines Schnitzers in meinem Buche, was man im Schach ein Versehen, an oversight zu nennen pflegt. Ich habe nämlich einen Artikel von Kolb im Morgenblatte des Frankfurter Kaspar-Moniteurs vom 19. März 1875 übersehen und mich an das Datum der

---

[4]) Eine leichtfertige Verleumdung (vgl. den Schluß der Nr. 7 oben S. 59) des durchsichtigen Anonymus, der „fast alle" meine Werke nicht einmal dem Titel nach kennt! Die Männer wirklicher Wissenschaft — Lepsius, Gildemeister, Dozy, Albrecht Weber u. dgl. — haben mit Kenntnis und darum anders über diese hier mit der Kennermiene hohler Arroganz aufgezählten Werke geurteilt.

Buchform (1883) seiner scheinwissenschaftlichen Tiraden gehalten. Ist wohl nicht so merkwürdig, wenn man eine solche Schundlitteratur meterweise herunterlesen muß! Der schreckliche Irrtum, mir von der Allgemeinen gewissenlos als eine Lüge angerechnet, sei hiermit bereut und berichtigt. Man lese also in dem beanstandeten Satz: „Von 1872 bis 1883 hat Kolb kein Sterbenswörtchen vom Schwindel [des ihm seit 1868 bekannten Fischer] losgelassen" — einfach so: „Von 1872 bis 1875 hat Kolb" — und die „Lüge" ist entfernt, nicht aber meine Beweise der Verlogenheit des Freundes Kolb. „Es sind wahrhafte Kolbenschläge, die Sie austheilen; und Schade, daß Kolb nicht mehr lebt" — schrieb mir den 4. Januar 1887 ein eingeweihter taktloser Rechtsanwalt aus Bayern (vgl. Kolb 1883, S. 5 Anmerkung). Der Kasparbibliograph Petzholdt nennt das Buch Mittelstädts „Gepolter", war allein dem Hamburger Staatsanwalt die sachgemäße Grobheit erlaubt? Zu beweisen wäre nur Eins: daß ich in der Sache unrecht habe! Die Allgemeine schließt:

„Wir möchten glauben, daß, wer durch Mittelstädt von dem Blödsinn des badischen Prinzenthums überzeugt wurde, durch Hrn. v. Linde bei einiger Ausdauer [?] auch von dem Betrügerthum Kaspar Hausers [und unserer Landsleute Daumer, Feuerbach, Kolb und Tucher] überzeugt sein wird."

13.

Nochmals ein Buch zu der abgedroschenen Kaspar Hausergeschichte? so fragt man sich unwillkürlich. Ist es nicht genug des peinvollen und unlauteren Spieles, und kann dieses jämmerliche Gespenst kleinstaatlicher Eifersüchtelei und rheinbündlerischer Erniedrigung niemals zur Ruhe kommen? Vielleicht beendet es mit diesem unermüdlichen und lauteren Forscherwerke seine bedauernswerthe Ahasveruswanderschaft, nachdem sich ernste Männer, wie unehrenhafte litterarische Trödler an ihm erschöpft haben und sogar eine förmliche Erpressungslitteratur daraus ihre Existenz gesogen hat. Dieses neueste Werk folgt Schritt für Schritt, man möchte sagen von Viertelstunde zu Viertelstunde der Gestalt des halbflüggen Jünglings, seitdem sie erstmals am 26. Mai 1828 im Stadtbanne zu Nürnberg erschien und sodann durch Feuerbachs Namen und kriminalistisch-psychologische Abhandlungen europäische Berühmtheit erlangte. Dieser Theil der Hausergeschichte ist aber schon dem Strom der Vergessenheit verfallen, während ihr angeblicher Zusammenhang mit Vorgängen im badischen Fürstenhause künstlich wach erhalten wurde. Bekanntlich sollte K. Hauser ein badischer Prinz gewesen sein. Der Verfasser führt nun den unantastbaren Nachweis u. A. auch mit Briefen der Großmutter des kleinen Prinzen an ihre Tochter, die Kaiserin von Rußland, und mit Aktenstücken der badischen Hof- und Staatsbeamtung, daß das von der

Großherzogin Stephanie geborene Kind identisch war mit dem gestorbenen und beerdigten. Mit derselben Logik, mit welcher man später aus politischen Gründen von Bayern aus beweisen wollte, daß K. H. der angeblich beseitigte und in geheimer Gefangenschaft gehaltene badische Erbprinz sei, könnte man auch beweisen, oder hätte man beweisen können, er sei ein Sohn des Mikado von Japan. Nur hätte man kein so bestimmtes Interesse, dies beweisen zu wollen, wie jenen anderen, im Gehirne territorialer Eifersucht entstandenen Spuk. Der ganze sittliche Ernst des Verfassers erwacht da, wo er ohne Rücksicht auf Personen die litterarischen Erbärmlichkeiten geißelt, die den Hauserschwindel für ihren Geldbeutel und gegen das badische Fürstenhaus auszubeuten suchten. Nach dieser Richtung sind die beiden Kapitel „Am Sterbelager zweier Prinzen" und „Reptile und Sensationsskribenten" die fesselndsten. Dabei wird auch, wenigstens was seinen angeblichen Antheil am Prinzenraube betrifft, einem Märtyrer des Hauserschwindels, dem Major von Hennenhofer, einem Vertrauten des Großherzogs Ludwig, ein Stück moralischer Wiederherstellung zu Theil. Alles in Allem ist das Buch von der Lindes die denkbar vollkommenste Zusammenstellung und Sichtung des Kaspar Hausermaterials und einige Barockheiten [?] der Ausdrucksweise und der Darstellung dürfen bei der sonst mustergiltigen Arbeit willig mit in den Kauf genommen werden. Man kann sich kaum denken, daß nochmals ein kritischer Forscher von dem Stoff sich angezogen fühlen sollte. Kaum wird mehr an der Thatsache zu rütteln sein, daß K. Hauser zum Theil mit der Schuld seiner Umgebung, zum Theil ohne dieselbe, vom Lügner zum Betrüger und schließlich zum Selbstmörder sich entwickelte. Bekannt ist, daß bis zum Jahre 1875 der badische Hof aus seiner Zurückhaltung gegenüber der Schand- und Gaunerlitteratur über Kaspar Hauser nicht hinaustrat. Diese Zurückhaltung wurde erst aufgegeben und die Veröffentlichung entscheidender Schriftstücke (Geburts- und Todtenakte) vorgenommen, nachdem der deutsche Kaiser bei der Anwesenheit des Großherzogs in Berlin aus Anlaß des kaiserlichen Geburtsfestes im März 1875 hierzu die Anregung gegeben und die Abneigung des Großherzogs zu überwinden vermocht hatte (Band II, Seite 167).

14.

Das Kasperle-Blatt hat meine Nr. 176 (II. S. 398) nicht gebracht, sondern sich verschmitzter Weise mit der Wiedergabe des chronologischen Versehens aus Nr. 12 getröstet.

15.

Trotzdem die Litteratur über den „Nürnberger Findling" bereits 175 Nummern zählt, die Artikel in den Conversationslexikons nicht gerechnet, hat es der grundgelehrte Bibliothekar an der königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden unternommen, ein zweibändiges Werk in 8° über den Märtyrer der Litteratur zu schreiben, um nachzuweisen, wie die Kaspar-Hauseriade „gemacht worden ist!" Veranlaßt wurde Herr von der Linde zu dieser Arbeit durch No. 159 der Hauser-Litteratur, nämlich durch die im November

1882 erschienene Broschüre eines .... von K........, welche den Nachweis der fürstlichen Herkunft Hausers versprach und die nichts als eine dreiste Fälschung ist, da sie den Hauptinhalt eines im Jahre 1834 in Stuttgart geschriebenen Romans über K. H. wiedergibt. Dieser Schwindel reizte den Verfasser zu der Beantwortung der kulturgeschichtlichen Frage: „Wie ist es denn zugegangen, daß ein junger Mensch, der am Abend des 26. Mai 1828 der Polizei in Nürnberg zugeführt worden ist und zu seiner Beglaubigung nichts bei sich hatte, als einen Brief von einer Handschrift, wie er sie selbst schrieb — daß dieser Bursche nicht allein die Tageslitteratur, sondern zuletzt gekrönte Häupter und ihre diplomatische Vertretung jahrelang beschäftigt hat?“ Und er hat zu diesem Zwecke nicht blos sämmtliche Hauseriana studirt und in seinem Werke verzeichnet, nicht blos die echten und die falschen Kasparbildnisse demselben beigegeben, sondern auch den facsimilirten Brief, den Hauser bei seinem ersten Auftreten bei sich trug, und zwar auf dem gleichen Papier und gerade so gefaltet wie das Original, ja selbst das Facsimile einer Zeichnung Hausers aus der Spiegelschrift, die man bei seiner tödtlichen Verwundung bei ihm fand. Dazu den Fleiß und die Akribie gerechnet, womit von der Linde Wort für Wort der Aussagen Hausers u. s. w. gleichsam mit der Lupe untersucht — und wir müssen gestehen, daß der Verfasser alles gethan hat, was zur Beantwortung seiner Frage geschehen konnte und geschehen mußte, alles, was eben ein Mann thut, der kein anderes Interesse hat, als der Wahrheit zu dienen und dem Schwindel den Kopf zu zertreten. Wer nun aber glaubt, daß uns Linde's Werk darüber Aufschluß gibt, wer Kaspar Hauser eigentlich war, der wird sich beim Lesen desselben enttäuscht fühlen, dies nachzuweisen ist des Verfassers Absicht gar nicht; vielmehr geht aus dem Buche klar und deutlich hervor, daß wir es hier mit einer Legende zu thun haben, die von den Einen geglaubt wird, weil sie eben „glauben“ wollen, und die von den Andern, welche sie nicht glauben, ausgeschmückt und zubereitet wird, weil sie eben ihren eigenen Zwecken dienen soll, Zwecken, die unlauterer Natur sind. Dies darzuthun ist dem Verfasser gelungen, aber auch das Andere: daß Kaspar Hauser ein Betrüger war, der schließlich am eigenen Betrug zu Grunde ging, ein Betrüger, der andern zu ihrem größeren Betrug sehr willkommen war. Wer aufmerksam das Werk von der Lindes studirt, der wird zu dem gleichen Ergebniß kommen. — — — Und da erfahren wir viel Neues, z. B. daß Hauser sich mit Bleistift im Rückwärtsschreiben geübt und die Spiegelschrift (Band 1 Seite 332) selbst fabrizirt hat. Wir erfahren, daß Feuerbach absichtlich täuschte, wir werden aber auch mit dem Kaspar-Hauser-Complott aus den Jahren 1870 und ff. bekannt gemacht, worin ein ehemaliger badischer Offizier, den von der Linde einen „Fischer im Trüben“ nennt, ein badischer Diplomat (von Andlaw), Kolb, Daumer, Tucher unehrenhafte Rollen spielen, und das gegen das regierende badische Fürstenhaus geschmiedet wurde, um sich an demselben zu rächen. Und noch andere Neuigkeiten weiß der Verfasser urkundlich zu belegen, so daß alles „gar schön und erbaulich zu lesen ist“. Wir aber haben nur den Wunsch,

daß der neue Kaspar Hauser viel gelesen werden möge, damit den Leuten immer mehr die Augen darüber aufgehen, wie es gemacht wurde und wie es wohl auch noch ferner gemacht werden wird,[5]) wenn es gilt, Rache zu üben und zu verdächtigen, namentlich, wenn Ultramontanismus und Pseudodemokratie dabei ihre Hand im Spiele haben.

16.

Fehlt! Und doch 1) wird diese Besprechung unter Nr. 22 angeführt, 2) ist der Sohn des Schreibers dieser Anmerkung in der Redaktion des Journal des Débats, und 3) hat mein Verleger selbst bei ihm angefragt. Ich kenne freilich den Undank der Welt für selbstlose Leistungen, aber in der rohen Form dieses Herrn war mir die Sache denn doch noch neu!

17.

Nach einer Einleitung von einer Seite heißt es: „Une histoire critique, complète et sérieuse du soi-disant idiot de Nuremberg manquait encore; M. Antonius von der Linde vient de l'écrire, et il ne s'est pas piqué d'être bref. Composer deux gros volumes in-octavo pour prouver que C. K. était un imposteur, c'est peut-être abuser l'écriture.[6]) Mais les deux volumes de M. von der Linde intéresseront

---

[5]) Richtig! Die ultramontane Propaganda rastet nicht. Den 12. März 1888 kam ein Priester der Infallibilität zu mir und erzählte mit geheimnisvoller Miene: „Der neulich verstorbene Prinz von Baden hat in seiner Krankheit, während des Phantasierens, immerfort nach Kaspar Hauser gerufen, der ihm erschienen . . . Sogar der Großherzog ist noch schwankend.“ Diese neuen Lügen, die ich hier festnagle, sollen von „Augenzeugen“ herrühren! Da ich nun **weiß**, daß der Großherzog von Baden mit Bezug auf K. H. nicht im allergeringsten schwankt, **weiß** ich auch, daß die katholischen „Augenzeugen“ einen neuen Kasparvisionsschwindel präparieren. Was sich diese Herde aufbinden läßt, das geht ins Homöopathische. Als ich im vorigen Sommer (als Dr. Buche, Fichte, Eiche, Linde) eine Fußwanderung durch den Schwarzwald machte, lallte mir ein betrunkener Gastwirt zu Lilienthal zu: „Wir wissen das hier besser, Herr Doktor. Die Herzogin von Hamilton (!) ist mit K. H. ausgewechselt.“ — „Aber warum denn?“ — „Nu, sonst wäre jetzt die Dynastie katholisch“!! Da gefiel mir mein altkatholischer Haarschneider Muth noch besser. Als er im Sommer 1886 eine Anzahl Kaspar-Bildnisse auf meinem Tisch liegen sah, und natürlich (ohne an Binders „Hasen“ zu denken), sofort „von dem Thron seiner Väter“ anfing, und ich ironisch bemerkte: „Der arme Kerl ist ja ermordet worden“, lautete die unbezahlbare Antwort: „Das glauben Sie nur ja nicht, Herr Doktor! Der lebt noch, wird aber versteckt gehalten.“ Das wäre also die „nassauische Tradition“!

[6]) Vgl. oben S. 52 Anmerkung. Mehr wegzustreichen als einen ganzen Band wäre Selbstmord gewesen, denn der Schwindel wäre sofort wieder von

quiconque aime à savoir comment les légendes se forment, comment elles se propagent, comment elles s'imposent à l'humaine badauderie, pour qui le merveilleux a d'autant plus de charme qu'il a moins de vraisemblance.“ Der Schluß der Abhandlung bemerkt richtig, wie aus meinem Buche erhellt, „que de tous les aventuriers qui se sont imposés quelque temps à l'attention du monde et l'ont contraint à apprendre leur nom, de tous les héros de contrebande frauduleusement célèbres, de tous les intrus de la renommée, Caspar fut le moins intéressant et le plus dénué de tout prestige comme de tout charme et de toute grâce. La plus grande marque de sagesse qu'il ait donnée fut de mourir à vingt ans.“

Interessantes Phantasieproblem: was wäre geschehen, wenn K. H. das Greisenalter erreicht hätte?!

18.

Unser Berichterstatter schreibt uns: „Kaspar Hauser, in forensischer Beziehung gesagt, bedeutet drei Rechtsfälle, welche Mangels des Beweises des objektiven Thatbestandes trotz langwierigster Untersuchung eingestellt wurden. Erst fehlte es an den Beweisen, daß sein Vorgeben der Unkenntniß von Abkunft und Heimath erdichtet sei, und man behandelte ihn daher nicht als Landstreicher, sondern als Curanden. Dann fehlte es wieder (abgesehen von einer Hautwunde von merkwürdig horizontaler Beschaffenheit) an Beweisen für ein von ihm behauptetes Attentat des „schwarzen Mannes“ (1829) und endlich bei seinem durch eine Verwundung veranlaßten Tode (1833) regte sich mächtig der Verdacht, daß er ohne den Zweck der Tödtung selbst Hand an sich gelegt habe. Die höchst interessanten Untersuchungsakten, schon 1872 von Landgerichtsrath Dr. J. Meyer in Ansbach in seinen „authentischen Mittheilungen über Kaspar Hauser“ mit Genehmigung der königlichen bayerischen Regierung veröffentlicht, enthalten nur negative Ergebnisse. Das einzige positive Resultat einer gerichtlichen Procedur ist eine später (1883) von dem Amtsgericht Regensburg ergangene Verurtheilung eines Buchhändlers, in dessen Verlag eine Broschüre erschien, welche (mit deutlichen Seitenblicken auf Baden) einen Pflegvater Hausers der Schuld am Tode bezieh. — Kaspar Hauser ist nun aus einem juristischen Stoff ein historischer geworden. Wir vermögen aber nichts dagegen einzuwenden, wenn der Verfasser mit jenen negativen Untersuchungen zu Gericht geht und

---

vorne angefangen. Cherbuliez erkennt übrigens meinen wissenschaftlichen Hauptzweck (wie in meiner Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst das Kapitel S. 662 andeutet) ganz richtig. Ein deutscher Forscher, wie der anonyme Engländer, der im vorigen Jahre zu London Antiquity Mater herausgab, kann aus meinen Werken unsere eigene Mythologie überraschend aufklären. Der Engländer, der im letzten Winter zu Nürnberg gegen hohe Preise Hauseriana zusammenkaufte, hat den Plan wohl nicht!

den wohl überzeugenden Nachweis führt, daß jenen Rechtsfällen keinerlei wichtige politische Ereignisse, sondern einfach grobe Täuschungen zu Grunde lagen. Gleichwohl wäre es eine Pflicht der Pietät gewesen, Ausfälle gegen hervorragende Männer, welche nur aus Menschenfreundlichkeit sich der Sache annahmen, wie Klüber z. B., zu unterlassen. Für den Juristen ist die Schrift aber lesenswerth, namentlich weil für eine praktische Untersuchungsführung daraus sehr viel erlernt werden kann." Wir theilen diese Auffassung. Durch die vorliegende erschöpfende Darstellung wird der Kaspar-Hauser-Mythe der Todtenschein ausgestellt.

19.

Nicht ohne Schrecken — wir gestehen es offen — haben wir die Ankündigung eines neuen Werkes über Kaspar Hauser gelesen. — — — Da aber nun das Werk selbst vorliegt und wir Muße gefunden haben, es zu studiren, sind wir durchaus anderer Meinung geworden. Der gelehrte Oberbibliothekar — Herr Antonius von der Linde — ist ein Mann von ebenso großer Schärfe des Urtheils als Unerschrockenheit des Charakters. Er hat, ohne zu schwanken, seine Existenz aufs Spiel gesetzt, um seinen holländischen Landsleuten zu beweisen, daß nicht, wie sie annahmen, der Holländer Coster, sondern, wie er nachwies, der Deutsche Gutenberg die Buchdruckkunst erfand. Er hat vor und nach seiner Zerstörung der Costerlegende eine stattliche Reihe ausgezeichneter Werke veröffentlicht, die am Schlusse des zweiten Bandes seines Hauser aufgeführt sind. Er hat eine Vorliebe dafür, dunkelen Existenzen, falsch beurtheilten Persönlichkeiten nachzuspüren.[7]) So hat er u. a. die Geschichte des falschen Demetrius geschrieben, so hat er die entlegensten Quellen der Geschichte des Schachspiels aufgesucht; ein neuester Beweis seiner gründlichen Gelehrsamkeit ist der kürzlich erschienene erste Band seiner mit Unterstützung des königlich preußischen Unterrichtsministeriums herausgegebenen auf 3 Bände berechneten Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst. Daß ein solcher Mann, ein gelehrter Forscher, ein Schriftsteller, dem das ganze Arsenal der historischen Methode

[7]) Ach so — ich habe mir schon gedacht, wo hat doch das literarische Deutschland von Adolf Hinrichsen (Berlin und Rostock, 1887, S. 361) seine Weisheit her? „Linde, Antonius von der, wurde am 14. November 1833 zu Haarlem in Holland geboren, studierte in Amsterdam, Leyden und Göttingen Theologie und wurde im Jahre 1859 in Amsterdam als altreformierter Prediger angestellt. Sein begeistertes Eintreten für Deutschlands Ehre und Ansprüche vernotwendigte im Jahre 1871 seine Auswanderung nach Deutschland. L. wurde 1876 als Preuße nationalisiert und wirkt seitdem als Oberbibliothekar der königl. Landesbibliothek in Wiesbaden. L., der als einer der gelehrtesten lebenden Träger der Wissenschaft gilt, hat sich literarisch vornehmlich und zuerst weiten Kreisen durch seine Ehrenrettung Gutenbergs gegenüber dem Costerschwindel bekannt gemacht. Er hat eine anerkennenswerte Vorliebe dafür, dunklen Existenzen, vor allem falsch beurteilten Persönlichkeiten nachzuspüren. So hat er unter anderen die Geschichte

und Kritik zur Verfügung steht, sich dazu entschlossen hat, die Kaspar Hauser-Legende zu studieren und auf wissenschaftlichem Wege zu zerstören, das kann man nur als einen großen Gewinn betrachten.

Wir glauben, wer diese zwei Bände durchgelesen hat — es ist keine leichte Arbeit und sie wird dadurch erschwert, daß der Verfasser nicht [?] nach bequemer Uebersichtlichkeit gestrebt hat, sondern durch sein eigenartiges Verfahren, weil er für seine Anschauungen die Beweise aufsucht und darlegt, den Leser gewissermaßen zwingt, eine Art von Kriminalprozeß durch alle Instanzen zu verfolgen — der muß die Ueberzeugung theilen, die Herr von der Linde durch seine ernste Forschung gewonnen hat, daß der ganze Hausermythus jeder reellen Grundlage entbehrt, daß Hauser, der ein schlauer Lügner war, als er nach Nürnberg kam, durch die Umgebung, in welche er da alsbald gerieth, nach und nach in die Rolle eines Betrügers förmlich hineingedrängt und — gefragt wurde. Nicht Hauser, das steht jetzt fest, nicht der plumpe Bauernbursch, der ganz normal gebaut, kräftigen Ganges, mit den Impfnarben am Arm, sich in der fremden Stadt nach der ihm angegebenen Adresse hinfragte, am Hause die Klingel zog, in altbayerischer Mundart sich mit den begegnenden Personen unterhielt, seinen Namen schreiben konnte und nur hinsichtlich seiner Heimath jede Auskunft verweigerte, vermuthlich, weil er irgendwo entlaufen war und etwas zu verdecken, zu verheimlichen hatte; nicht er hat die abenteuerliche Fabel einer vieljährigen Einsperrung im Dunkeln, ohne jeden Verkehr und jede Bewegung, erfunden, sondern die sensationsbedürftigen und unkritischen Personen, in deren Hände er gerieth, haben sie nach und nach ausgesponnen und er hat sich alle die daran geknüpften Voraussetzungen und Folgerungen nicht etwa mit der Apathie eines Idioten, sondern mit der Schlauheit eines pfiffigen Bauernburschen gefallen lassen. Obwohl dieses angebliche „Räthsel unserer Zeit" eine gläubige Gemeinde um sich versammelte, die einen Ansteckungsstoff erzeugte, welcher bis in unsere Zeit nachwirkte, haben doch einsichtige Männer schon frühzeitig erkannt, daß und wie Hauser nach und nach unter dem Einflusse seiner Umgebung aus einem Lügner zum Betrüger ward. Ein

---

des falschen Demetrius und den Caspar Hauser geschrieben, so hat er die entlegensten Quellen der Geschichte und der Literatur des Schachspiels aufgesucht, insbesondere aber einen glänzenden Beweis seines Wissens und Könnens mit dem monumentalen Werk: Geschichte und Erfindung der Buchdruckkunst erbracht. Aus dem vielseitigen verdienstlichen und allseitig anerkannten literarischen Schaffen" u. s. w. Die „dunklen Existenzen" könnten mir nachgerade langweilig werden: ich soll Lord Bathurst (ermordet 1809) nochmal ausgraben (ist schon im N. Pitaval geschehen), entscheiden, ob Naundorff Ludwig XVII. oder ein Betrüger gewesen, und so weiter. Den emsigen Briefschreibern also, die nach „dunklen Existenzen" für mich suchen, zur ergebensten Nachricht, daß ich gegenwärtig der verlorenen Haube einer Muhme des heiligen Confucius nachspüre, und von tsinesischen Urkunden vollständig umlagert bin.

Punkt, der von den — wie Linde sagt — „Hausergläubigen“ immer und immer wieder gegen die Auffassung, daß er ein bewußter Betrüger war, ins Feld geführt wurde, war die Art seines Todes. Viele wollten sich nicht überzeugen lassen, daß er selbst Hand an sich gelegt habe. Die überaus sorgfältig geführte gerichtliche Untersuchung hat bekanntlich nie eine Spur des großen Unbekannten, der Hauser meuchlings angefallen haben sollte, ans Licht gebracht. Linde aber ist es gelungen, ein Indicium für Hausers Selbstverwundung aufzufinden, wie es sich gravirender gar nicht denken läßt. [100 Zeilen über die Prinzenfabel übergehe ich.] — — — Wer nach dieser Aufdeckung jammervollen Zusammenwirkens von Albernheit und zielbewußter Schlechtigkeit noch an den „Prinzen Kaspar“ glaubt, ist überhaupt unbelehrbar.

Möchte durch diese gelehrte und erschöpfende Arbeit mit Kaspar Hauser endgiltig aufgeräumt sein. Gründlicher kann man dem Schwindel und der Dummheit nicht zu Leibe gehen, als es von der Linde gethan. Wir begreifen, daß ihn im Verlaufe seiner Forschungen oft Ekel und Menschenverachtung beschlichen hat. Hätte er diesen Gefühlen weniger drastisch Ausdruck verliehen, so hätte er vielleicht der Sache, die er so eifrig vertritt, noch mehr genutzt. Aber Niemand soll sich von diesem einzigen Fehler des Buches, von der Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Verfasser seine Gefühle ausspricht, abschrecken lassen, das Buch zu lesen, wer überhaupt dem Gegenstand ein ernstes Interesse entgegenbringt. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte menschlicher Irrthümer.

20.

„Nachdruck verboten“!

Das ist nun freilich schlimm. Denn jetzt kann ich ohne Piersons schönen Text nur einfach etliche Punkte feststellen.

1) Von „dem Hausergelehrten Professor Pierson“, sogar von dem „halborthodoxen Professor Pierson in Berlin“ ist in meinem Buche so ganz ohne alle Ehrfurcht (man denke!) die Rede. Für Litteratenrache gewiß schon genügend. Aber —

2) derselbe Pierson ist auch der „Hausergelehrte“ (I. S. 270, Anm. 2), der noch im Jahre des Heils 1883 (unter Berufung auf katholische Kalender!) die drei Könige „Caspar, Melchior, Balthasar“ auf den **7.** Januar verlegt und den Namen seines Helden aus dem ersten und aus dem Schwanz des dritten Königs (= „Caspar Hasar!“) zusammengesetzt hat, bloß um ihn mit der Leiche eines unehelichen Kindes des Domherrn von Guttenberg identificiren zu können.

3) Derselbe Pierson versuchte ein Rebus („Hanes Sprancio“) im Pariser Moniteur vom Jahre 1816 (man übersehe ja nicht bei

mir die Anm. II. S. 118!) als Hoffmann Anspacensis (!) oder auch als Hennenhofer (!) zu deuteln, bloß um aus demselben Dreikönigskinde einen enterbten, verstoßenen, unterirdisch eingesperrten, zuletzt meuchlings hingemordeten Erbgroßherzog von Baden zu machen.

4) Derselbe Pierson weiß darum auch genau so gut wie ich, aber viel früher als ich, an wen der von mir (II. S. 149—50) veröffentlichte Brief gerichtet, und wer darin zur „thätigen Mitwirkung" an dem verruchten „Kaspar Hauser-Komplott" eingeladen worden ist. Daher weiß er auch genau so gut wie ich, aber viel früher als ich, für wessen Rechnung die hochverräterische französische Schandschrift (bei mir II. S. 155—158) gedruckt worden ist!

5) Derselbe Pierson schrieb aber schon viel früher auf ein Exemplar von Garniers Pamphlet, jetzt in meinem Besitz: „Die Abstammung von Baden, Hypothese. (K. H. war) das hingemordete Opfer seiner mächtigen, unentdeckten Feinde. Alles andere — non liquet." Warum läßt denn der Tiftelmajor — es haben mir etwa 20 seiner Hauser-Briefe vorgelegen — im Jahre 1887 wieder seine dynastischen Papierschnitzel über Baden-Baden nach Karlsruhe hinüberflattern?!

Ich kann also Herrn v. T. aus M. (von Tucher war das nicht!) nur beistimmen, wenn er (Nr. 24) über Pierson schreibt: „ein solcher Mann entzieht sich vollständig der wissenschaftlichen Diskussion. Die starken Unwahrheiten, deren Nachdruck aus der National-Zeitung er wohlweislich verboten hat, mit deren Hülfe er aber den rettungslos aufgedeckten Hauserschwindel fortzuführen versucht, kann auch der oberflächlichste Leser an den Fingern herzählen. Und solche Leute schreiben die Geschichte von Preußen!" So weit Herr v. Taciturno.

21.

Man werfe uns nicht vor, eine lateinische Ueberschrift für unseren Artikel gewählt zu haben; wir haben das Bewußtseyn, daß das einfache „Kaspar Hauser" im ganzen Großherzogthum denselben Eindruck gemacht hätte; gerade keinen angenehmen für den Verfasser des Artikels und doch glauben wir, daß nach der allgemeinen Beurtheilung, welche die zwei Lindeschen Bände bereits in der Badischen Landeszeitung gefunden haben, es noch der Mühe lohnt, den Lesern der verbreitetsten badischen Zeitung einige neue

Enthüllungen mitzutheilen, wenigstens von denjenigen, welche sich ganz besonders mit der badischen Abkunft des sogenannten Nürnberger Findlings beschäftigen. Zwar sagt der Verfasser in seiner Vorrede selbst: — — — Aber doch hat er auch in dieser Beziehung mit seiner unermüdlichen Forschung und seinem ganz ungewöhnlichen Scharfsinn des Neuen genug gefunden und verwerthet. Ganz besonders ist es ihm gelungen, für die Geschichte der Verbreitung der Legende vom badischen Prinzenthum neue Schriftstücke zu finden und diese besonders glauben wir unsern Lesern bekannt machen zu sollen. [Erzählung von über 300 Zeilen, mit dem Schluß:]

Trotz mancher Vorwürfe, die dem Verfasser der vorliegenden zwei Bände nicht erspart werden können, ist es unzweifelhaft, daß er keinen andern Zweck bei Veröffentlichung seines Werkes verfolgte, als Zerstörung eines geschichtlichen Irrthums, gerade wie er [das und das] zum Gegenstande seiner anerkannten geschichtlichen Arbeiten machte; er hat es mit einem Feuereifer gethan, der ihn nur zu oft zu Ungerechtigkeiten[8]) gegen Andersdenkende, zu sehr unfeinen [weil sachgemäßen] Ausdrücken verleitete; auf ihn paßt das bekannte Epigramm:

„Das Wörtchen „zu" ist sehr gefährlich,
Es schadet selbst dem Worte „ehrlich" —"

22. = 19.

Mit der hinzugefügten Anmerkung: Bereits besprochen u. a. in der Münchener „Allgemeinen Zeitung", der „Kölnischen Zeitung", dem „Frankfurter Journal", der „National-Zeitung", dem „Schwäbischen Merkur", dem „Rheinischen Courier", den Münchener „Neuesten Nachrichten", der „Badischen Landeszeitung", der „Neuen Badischen Landeszeitung", in Frankreich im „Journal des Débats" und — last [but] not least — in der „Revue des deux Mondes" (von Valbert — bekanntlich Pseudonym für Cherbuliez, Mitglied der französischen Akademie —).

23.

Von den mehr als 650 Zeilen (vgl. oben 1. S. 32 Anm. 1) gebe ich hier den Anfang und den Schluß nach dem Manuskript des Verfassers. Daß Zeitungsartikel von anständigen Redaktionen im Ausdruck gemildert werden, kommt natürlich häufig vor; daß man aber Grobheiten hinzusetzt, hoffentlich steht das Kölner Lügenblatt damit noch allein.

Wer kennt nicht den „unglücklichen" Kaspar Hauser, jenen „Findling", der in „schauerlichem Kerker" aufgezogen, „am Seelenleben gemordet", nur fünf Jahre im Bewußtsein seiner Freiheit auf dieser Erde zubrachte, und dann, von „meuchelmörderischer Hand" verwundet, endlich im Grabe Ruhe

---

8) Solche frivole Beschuldigungen sind zu belegen, nicht aber nackt hinzuschreiben!

fand vor den „Nachstellungen seiner Feinde!" Und doch war dieser Kaspar Hauser ein Lügner nnd Betrüger. Das Verdienst, diese Ansicht, wenn auch nicht zum ersten Mal ausgesprochen, so doch mit sehr erheblichen neuen Gründen in scharfsinniger Beweisführung durchgeführt zu haben, gebührt Herrn Dr. A. von der Linde. Wie er früher falschen Kronprätendenten zu Leibe ging, und falschen „Erfindern" die angemaßte Ehre bestritt, so hat er jetzt einem falschen Höhlenbewohner zu „etwas mehr Licht" verholfen. Einen Vorbehalt allerdings müssen wir gleich im Anfang machen: die Form unterschreiben wir nicht. Der Herr Verfasser, geborener Friese, ist echter Stammgenosse, offenbar ein direkter Nachkomme des Königs Radbod,[9]) u. s. w. — — —

Besonders hat ein Fürstenhaus alle Ursache dem Verfasser dieses Buches dankbar dafür zu sein, daß er den schlagenden Nachweis lieferte, daß zwei badische Prinzen wirklich gestorben und K. H. kein geraubter und beseitigter Sprosse des Geschlechts der Zähringer ist. Wohl hatte Mittelstädt 1875 Feuerbachs Fabeleien juristisch vernichtet, von der Linde aber hat den ganzen Schwindel entlarvt und nach historischer Methode die nach Baden zielenden Fäden des Lügennetzes bloßgelegt. Wir glauben unser Referat nicht passender schließen zu können, als wenn wir die Worte, die Hickel zu dem lebenden K. H. gesprochen, auf von der Lindes Buch über den Todten anwenden:

„Hier liegt der Betrüger Kaspar Hauser."

Intermezzo.

Anfangs Februar brachten etliche Zeitungen (z. B. der Rheinische Kurier vom 2., der Fränkische Kurier vom 3.) die Neuigkeit, daß „dem Verfasser des epochemachenden Werkes Kaspar Hauser von

[9]) Die Anspielung ist der Deutschen Rundschau vom September 1885 entnommen, wo Prof. Dr. F. X. Kraus aus Freiburg i. B. (S. 412) von meinen kritischen Werken schrieb: „Auch ich lobe nicht Alles an Form und Beigaben dieser Bücher (was ich einem katholischen Professor gewiß nicht zumute! L.); aber man muß bedeutende Männer nehmen wie sie sind. [Die Kaspar-Hauser-Laien in Karlsruhe haben daraus einen Sonderling gemacht! Ich bin nur ein „Sonderling", insofern z. B. unter lauter Trunkenbolden ein nüchterner, unter Räubern ein ehrlicher Mann der Sonderling sein würde. L.] Sehe ich den Mann am Werke, so denke ich mir, seine Ahnen zählten zu den Genossen Radbods des grimmen Friesenfürsten oder standen unter den wilden friesischen Recken, die den hl. Bonifaz erschlugen: da lebt und leibt der alte unbezwungene Nachkomme jenes Stammes, dem der Kampf Element und Erholung war." Die Glaubensvettern des Verfassers haben das in der Köln. Volkszeitung ins Pöbelhafte übersetzt, die Kasparleute ins Psychiatrische, das ist so der Welt Lauf.

dem preußischen Kultusministerium Rang und Prärogative eines Professors verliehen worden sind." Richtig ist, daß ich den 29. Januar von der Kgl. Regierung folgendes Patent (U. I. No. 10116) erhalten habe:

„Nachdem ich dem Königlichen Bibliothekar

Dr. Antonius von der Linde in Wiesbaden

in Rücksicht seiner anerkennenswerthen literarischen Leistungen das Prädikat

Professor

verliehen habe, ertheile ich demselben das gegenwärtige Patent in dem Vertrauen, daß der nunmehrige

Professor Dr. Antonius von der Linde

Seiner Majestät dem Könige und dem Allerhöchsten Königlichen Hause in unverbrüchlicher Treue ergeben bleiben und die Pflichten des ihm übertragenen Amts in ihrem ganzen Umfange mit stets regem Eifer erfüllen werde, wogegen derselbe sich des Ranges und der Prärogative, welche den von mir ernannten Professoren zustehen, zu erfreuen haben soll.

Urkundlich ist dieses Patent von mir vollzogen und mit dem Insiegel des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bedruckt worden.

Berlin, den 22. Januar 1887.

Der Minister (u. s. w.) v. Goßler."

Vor kurzem war aber auch mein „Monumentales Geschichtswerk" über die Erfindung der Buchdruckkunst in drei Quartbänden herausgegeben worden, und so verband das Journal für Buchdruckerkunst in Hamburg die Ernennung mit meiner Ehrenrettung Gutenbergs. Die Deutsche Schachzeitung hätte die wenigstens um ein Decennium verspätete „Auszeichnung" mit meinen „Quellenstudien" in Zusammenhang bringen können, der edele Hartwig in Halle hat mir den Titel einfach „beigelegt". Wer hatte nun recht? Das besagt für die Optimisten folgende Nachricht eines berühmten Akademikers aus Berlin: „Hr. v. Goßler bat mich im December um ein Gutachten über Ihr

vortreffliches und, soweit ich urtheilen kann, in allem Wesentlichen erschöpfendes Buch über C. Hauser, und ich würde mich aufrichtig freuen, wenn ich Ihnen dadurch irgendwie hätte nützen können." Eine tiefere Erklärung für die Pessimisten behalte ich mir vor. Auf jeden Fall hat Kaspar nicht geahnt, als er im Dezember 1833 nach Hause rannte, während ich in der Wiege lag, daß er mich zu seinem „Professor" erhob.

24.

Totengeläute überall! „Kaspar Hauser und sein Ende! Kaspar Hauser entlarvt!" — mit solchen Grabschriften führen die Kritiker aller Farben ihre Leichenreden auf den Hauserschwindel ein. Die Kasparlegende wird sich von der zermalmenden Kritik des Zerstörers der Costerlegende niemals wieder erholen, das beweist am besten der Wuthausbruch des „Hauserforschers" W. Pierson in Berlin. — — — Nun, der Herr Verfasser der Kasparlegende darf sich als Schicksalspreuße diese Schmähung seines ethisch-wissenschaftlichen Radikalismus ebenso zur Ehre rechnen, wie die „Entrüstung" seiner früheren Landsleute, nachdem er einen Nationalgötzen gestürzt hatte.

Durch die Linde'sche Kritik hat sich das sogenannte Kaspar Hauser-Problem sehr vereinfacht. Wie kann man nur glauben, daß ein Kind bei vierzehnjähriger Einsperrung, nota bene bei der von Hauser geschilderten Weise, wo er nicht stehen und gehen konnte, wo ihm das Augenlicht erloschen wäre, im Umsehen gehen lernt, gar keine unheilbaren Verkrümmungen aufweist und sofort die Maisonne erträgt!

Wie höchst drollig ist die Geschichte mit den Homöopathen![10]) Das Riechenlassen an Stöpseln ist kolossal. Wie kann ein Mensch den Wahnwitz nur soweit treiben, zu glauben, daß eine Verdünnung, also Nichtpotenzierung, die Stoffe potenziert? Hier ist ja gerade das Wesen der Dinge auf die Spitze gestellt!

Von einer Weinbeere, wo noch kein Alkohol entwickelt ist, wurde Kaspar betrunken! Wer bei solchen Dingen nicht sieht, daß sich der Bursche über die Gesellschaft lustig machte, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Daß ferner Hauser, der angeblich erst in Nürnberg „sprechen lernte", den altbairischen Dialekt sprach, ist durch die mitgetheilten Sprachproben erwiesen, das wird jeder Kundige dem Verfasser der Kasparlegende bestätigen können. Es kommen Wörter vor wie plagen (anderswo sagt man peinigen, quälen) und dergl., die ganz charakteristisch sind. Was

---

[10]) Ich bin zwar von keinem einzigen Homöopathenverein zum Ehrenmitgliede ernannt worden, muß aber bestätigen, daß diese sonst so schlagfertigen Herren mir nicht die leisesten kritischen „Schüttelschläge" verschrieben haben. Und doch beruht, nach Hahnemann, das Mysterium dieser Hokuspokusheilmethode auf Daumers verrückten Versuchen mit Kaspar.

plogst mi, der plogt mi, hört man jederzeit von den altbayerischen Kindern. Charakteristisch ist auch das eingespirt, ferner der starke Gebrauch des scho und die bairische Setzung des Accusativ für den Dativ: ich sage es den Mann (bairisch: i sog's an Mo). Auch das in Kopf ist sprechend, Niemand sagt: im Kopf. Daß Kaspar auch die bekannte Eigenthümlichkeit der Mundart besaß, lange und kurze Silben zu verwechseln, versteht sich von selbst: eingespirt, donert, weißen, genügen wohl.

Daß seine mitgebrachten Gebetbücher die Angabe von der bairischen Grenze (die Lutzenbergers hatten das Geschäft in Oetting noch 1870, als eine uns bekannte Dame in Burghausen wohnte, sie werden es vielleicht noch haben) bestätigen, ist ebenfalls richtig; der „Fluß" war vielleicht der Inn oder die Salzach. Kaspar Hauser ist vielleicht von Simbach nach Braunau, wo mehr zum Lernen geboten war, gegangen, oder nach Schärding von einem gegenüberliegenden bairischen Dorfe. Jedenfalls war er ein Altbaier und es bedürfte kaum des charakteristischen Münken. Er muß dies bereits nach Nürnberg mitgebracht und auch gewußt haben, welchen Begriff der Baier mit dem Worte „Münken" verbindet.

Kein Wunder, daß sich jetzt die Stimmen derjenigen mehren, die auch früher den Schwindel durchschaut, während der Hauser-Epidemie aber geschwiegen haben. Obgleich z. B. die Hanauer Zeitung, ein Blatt, für das damals Klüber, Benzel-Sternau, Spindler u. A. schrieben, für Hauser eintrat, wissen wir doch ganz genau, daß der Besitzer J. G. Kittsteiner (die Familie stammt ursprünglich von dem bei Ansbach gelegenen Dorfe Neuses) es erleben mußte, daß seine Tochter sich stets über den Hauser lustig gemacht hat. Sie besaß eben zu viel natürlichen Verstand und klare Einsicht.

Wenn nur nicht die bairische Prinzentheorie gewesen wäre! Als ein befreundeter Zeitgenosse während der fünfziger Jahre in Heidelberg auf das Gymnasium ging, war es dort männiglich bekannt, daß die Katholiken die Hausergeschichte kolportierten und gegen die protestantische Dynastie ausbeuteten. Die damals in Mannheim residirende Großherzogin Stephanie wurde von ihnen förmlich angebetet, weil sie katholisch war und unser Gewährsmann, der die Geschichte überhaupt für einen Schwindel hielt und in das Kriechen vor der Stephanie nicht einstimmen konnte, hat sich oft herumzanken müssen.

Es ist ein eigenes Ding um die sogenannte „Hauserforschung!"[11])

[11]) Sogar, füge ich hinzu, um das einfache aufmerksame Lesen! Ein Geschichtsfreund, der mein Werk für eine Arbeit verwenden will, schickt mir „Bemerkungen zu v. d. Linde's Kaspar Hauser." Darunter: „Stanhope hat den K. H. adoptieren wollen; das englische Gesetz kennt aber keine Adoption." Stanhope hat ihn nicht adoptieren, sondern auf seine Kosten erziehen lassen wollen, wie es wörtlich bei mir zu lesen ist. Auch andere Bemerkungen und Fragen sind in meinem Buche schon im voraus beantwortet, so daß ich mich der Privatbelehrung ohne Unhöflichkeit wohl enthalten darf.

Kritiker, die vollkommen vertraut thun mit der Litteratur und ihren Lesern die neuen Punkte in Lindes Buch aufzählen, übersehen so ungefähr Alles, was hier in neuer Beleuchtung glänzt. Wer hat z. B. je Hausers Katholizismus so schlagend nachgewiesen, so daß katholische Priester jetzt Lindes Nachweis anerkennen? Wer hat je das erste ärztliche Gutachten über K. H. hervorgesucht, so daß die Fälschung von Anfang an erwiesen ist? So könnten wir einen ganzen Katalog aufstellen. Lindes Untersuchung ist übrigens nicht blos für die Entlarvung des Hauserschwindels maßgebend, sondern sie hat auch für die Kulturgeschichte ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung. Das Leben und Treiben, die Ansichten der ausgehenden romantischen Zeit werden scharf gekennzeichnet. Man sieht förmlich die Biedermaier vor sich mit ihren plumpen Cylindern, man glaubt das Rumpeln der Postkutschen zu vernehmen.

25.

Mit einem alles umfassenden Material unternimmt in den zwei vorliegenden Bänden einer unserer scharfsinnigsten historischen Schriftsteller eine vollständige Würdigung der Thatsachen, wie der darauf gebauten litterarischen Erscheinungen. Es ist ein scharf offensives Buch und oft hat die Indignation dem Verfasser die Feder geführt, die Indignation über die Kurzsichtigkeit und die Verkehrtheit der Mitlebenden und über die Hypothesenwuth und Kritiklosigkeit, mit der sich die Litteratur an der in Rede stehenden Frage versündigt hat. Lindes Werk dürfte in gewissem Sinn abschließend sein; er räumt die Hauser-Legende in allen ihren Formen aus der Welt und läßt eine an sich triviale Geschichte zurück, welche nur durch die den Findling umgebende Welt zu einer Sensationssache ersten Ranges geworden ist. Nach Linde ist kein Zweifel, daß Hauser ein Betrüger war, der allerdings nicht von vornherein mit einem raffinierten Plane in die Welt trat, sondern erst mit der Zeit in seine Rolle hineinwuchs. — — — Als Hauser sich endlich erkannt sah, als seine früheren Aushilfsmittel ihre Kraft verloren hatten, als die Entlarvung bevorstand, da dachte er, daß schon einmal eine Verwundung ihn aus der Klemme gezogen hatte, und er brachte sich die Selbstverletzung bei, welche ohne sein Wollen zum Selbstmord wurde.

Die Beweisführung des Verfassers ist stringent und schlagend; da ihm auch unter all den menschlichen Verkehrtheiten der Humor nicht ausgeht, ist das Buch für weitere Kreise und nicht blos für diejenigen, die an der vorliegenden Frage ein spezielles Interesse nehmen, eine anziehende Lektüre. Ein gutes Stück Kulturgeschichte wird mit diesen Dingen auf unsere Nachwelt übergehen.

26.

Von den mehr als 630 Zeilen dieser Erzählung hebe ich des kostbaren Raumes wegen nur die folgenden auf.

„Nur mit jenem inneren Widerstande, der sich unserer mit Hartnäckigkeit stets dann bemächtigt, wenn wir ein für rein und edel gehaltenes Menschenbild in den Staub gezogen sehen, folgen wir der Beweisführung

des Verfassers. So scharf und geschlossen diese in dem Werke hervortritt, hat sie den Erfolg, unseren Glauben an den Charakter Kaspars tief zu erschüttern, und sie würde denselben ganz zur Kapitulation zwingen, wenn die erregten Zweifel [ich habe nicht bloß „Zweifel erregt“, sondern unwiderlegte „Beweise“ geliefert] durch die vollständige Entschleierung der räthselhaften Erscheinung [durch den Taufschein? Ist schon beim Pfarrer bestellt!] gelöst werden könnten.“

Die Herren übersehen mit kindlicher Unbefangenheit, daß ich mit Kaspars Taufschein in Händen gar kein Buch über ihn zu schreiben nötig gehabt hätte!

„Indem wir des Verfassers Darstellung verlassen, verfehlen wir nicht, allen Interessenten des Hauserräthsels das erwähnte Werk auf das Wärmste anzuempfehlen. Wir haben selbstverständlich aus der langen Kette seiner Beweisführung nur wenige Einzelheiten herausgreifen können; ein richtiges und vollständiges Bild kann der Leser nur dadurch gewinnen, daß er auf die Quelle selbst zurückgeht, aus der wir geschöpft haben. Der kaustische Ton der Polemik macht die Lektüre höchst ergötzlich. Man erstaunt in hohem Grade über das wirre Wegenetz des Labyrinths, welches menschliche Phantasie zu bauen vermag; für die Erforschung der Wahrheit entstanden, hat es nur dazu gedient, das Räthsel unheilbar zu verwirren und seine Lösung zur Unmöglichkeit zu machen. Man bewundert aber auch die Ausdauer des Verfassers, zu der die Wichtigkeit des Gegenstandes in keinem Verhältnis steht.“

Es handelt sich nämlich nicht um „Kaspar“, Herr Schlingmann! Es handelt sich um ein sehr wichtiges Kapitel deutscher Kulturgeschichte, um einen sittlichen Kampf wider die Lüge, um die Reinigung eines Fürstenschildes von einem unverschuldeten Schmutzflecken.

Auch ein technisches Mißverständnis kleidet Schlingmann in die Form eines wichtigen Bedenkens. Der „gesunde Bauernbursche“, den ich nach den beeidigten Aussagen der wichtigsten Zeugen geschildert habe, will ihm „nicht in den Sinn gehen. Man betrachte nur,“ bemerkt er, „die dem Werke beigegebenen Bildnisse Kaspars, die auf alles andere eher schließen lassen, als auf Jugend und Gesundheit.“ Auf den Bildern war nicht der Bauernbursche krank, sondern der Lichtdruck reichte nicht aus, das Original (jetzt bei dem Militärarzt Feuerbach in Speier), ein farbiges Pastellgemälde, anders als stark abgeblaßt wiederzugeben. Das ist alles. Herr Schlingmann kann sich in der photo-lithographischen Anstalt von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8 in Berlin, mit Leichtigkeit von seiner skeptischen Pein kurieren lassen.

27.

— — — Man muß dem Verfasser zugeben, daß er seine Aufgabe nach der negativen Seite hin, so weit dies irgend möglich, gelöst, d. h., daß er alle romantischen Erzählungen, die aus den bekannten Thatsachen hervorgegangen sind, als Erfindungen nachgewiesen hat. Nach der positiven Seite hin wird aber der Vorgang nun, nachdem alle bisherigen Versuche, das Räthsel auf irgend eine Weise zu lösen, als verfehlt betrachtet werden müssen, noch dunkler als bisher. Wie es möglich gewesen ist, daß ein 16jähriger Knabe urplötzlich am Thore von Nürnberg auftaucht, ohne daß man auch nur eine Spur von ihm auf dem weiten Wege, den er zu Fuß durchwandert haben soll, auf dem er gespeist und genächtigt hat, entdecken konnte [man vergleiche gefälligst nur einfach oben I. S. 19 Z. 10 und die folgenden!]; daß es nicht möglich gewesen ist, zu ermitteln, woher eins seiner zum Theil auffallenden Kleidungsstücke (z. B. ein zurechtgeschnittener Bedientenfrack, lange Reithosen) herstammte, daß sich kein Gefängniß gefunden hat, dem er entsprungen, kein Mensch, der je mit ihm in Berührung gekommen war, dies und viele psychologische Fragen, sowie die Ursache seines Geheimnisses werden durch das von der Linde'sche Werk nicht gelöst — und sind überhaupt jetzt wohl nicht mehr zu lösen. Aber gerade der dunkle Schleier, der noch immer auf dem Leben Kaspar Hausers lagert, macht ein Buch, wie das vorliegende, welches alle wissenswerthen Details über die räthselhafte Persönlichkeit mit peinlichster Genauigkeit verzeichnet und mit scharfer Kritik beleuchtet, interessant, und der Leser wird aus dem Studium desselben viel mehr Vergnügen und Anregung schöpfen, als aus den Hauser-Romanen, die ihm viel Dichtung mit wenig Wahrheit vermischt auftischen, und die er übrigens auch aus diesem Buche kennen lernt. Dasselbe ist unterhaltend geschrieben und nicht nur mit verschiedenen Hauser-Porträts, sondern auch mit einem Faksimile des Briefs mit beigefügtem Zettel versehen, durch welche sich Hauser in Nürnberg bei dem Rittmeister von Wessenу einführte und die er selbst geschrieben haben soll. Brief und Zettel sind offenbar von einer federgewandten Hand geschrieben. Das reiche Material, welches das Buch enthält, ist durch Register leicht zugänglich gemacht worden.

28.

Auf eine Inhaltserzählung von 280 Zeilen folgt der ergötzliche Schluß: In hoever deze lezing te verantwoorden is, moge Dr. von der Linde uitmaken. Elk, die er meer van weten wil, verwijzen wij naar zijn ongetwijfeld zeer merkwaardig boek.

Der holländische Recensent erkennt an, daß ich mir „die Mühe gegeben, die Sache mit aller Ruhe und unparteiisch, auf dem weiten aber soliden Wege der neuen historischen Kritik, zu erforschen," und er meint, mein „Versuch werde in manchem Leser ein ungewöhnliches

Interesse wecken, weil ein Name damit verbunden ist, der von der Entwirrung einer anderen Legende unzertrennlich ist.

29.

Die Geschichte Kaspar Hauser's, die seiner Zeit so ungeheueres Aufsehen erregte, war immer noch nicht aufgeklärt. Fortwährend erschienen neue Schriften; allein von 1881—1884 finden sich neunzehn Publikationen über ihn verzeichnet. Wir glauben daher, unsere Leser wenigstens in Kürze auf das citirte Werk von der Linde's aufmerksam machen zu sollen, welches endlich die Frage zum Abschlusse bringt und erledigt.

In demselben wird nach unserer Ueberzeugung unwiderleglich erwiesen: 1) daß alle Angaben über die seltsamen und schrecklichen Erlebnisse Hauser's nur durch seine eigene Erzählung verbürgt werden; 2) daß diese Erzählung nicht durch die äußeren Thatsachen unterstützt wird, sondern daß im Gegentheil die feststehenden Thatsachen mit Hauser's Erzählung absolut unvereinbar sind; 3) daß Hauser selbst ein durchaus unzuverlässiger, völlig verlogener Bursche war, der erwiesener Maßen Dutzende von Lügen und Betrügereien beging. Wir glauben, daß Jemand, der v. d. Linde's Buch unbefangen gelesen hat, diese drei Sätze als völlig bewiesen zugeben wird.

Im Einzelnen wird dann gezeigt, daß der „unglückliche Findling" überhaupt kein „Findling", sondern bei seinem ersten Auftauchen ein in körperlicher und geistiger Hinsicht ganz gewöhnlicher, gesunder Bauernbursche war, der unmöglich, wie er[12]) angab, viele Jahre lang in einem unterirdischen Gefängniß zugebracht haben konnte. Wie uns scheint, ist auch der Nachweis auf das Allerüberzeugendste erbracht, daß die angeblichen Attentate auf Hauser nichts anderes als Selbstverwundungen waren, deren letzte gegen Erwarten etwas zu tief ging und den Tod zur Folge hatte.

Von besonderem Interesse für unsern Leserkreis ist wohl der Nachweis, daß Kaspar Hauser ursprünglich katholisch war, aber nachher von Religion noch niemals etwas erfahren haben wollte und dann protestantisch konfirmirt wurde. Mit großem Scharfsinn weist von der Linde auch psychologisch nach, wie sich Hauser's katholisches Gewissen hie und da verrieth, wie er z. B. beim Ansehen eines Kruzifixes zusammenschauderte und den Anblick nicht ertragen konnte, während er sich über den protestantischen Gottesdienst moquirte. Bei seinem ersten Auftreten hatte er nicht nur eine ganze Reihe katholischer Gebetbüchlein (der geringsten Qualität!), sondern sogar einen

---

12) Später! Zunächst wollte er bloß nicht sagen, wo er her sei, und darum sollte er niemals seine Wohnung (von „Gefängnis" war gar keine Rede) verlassen haben; seinem Kollegen, dem Stallburschen Merk, erzählte er unbefangen, daß er über die Grenze in die Schule gegangen war, und daß, wo er herkam, ebenfalls fünf Pferde gewesen seien. Das unsäglich dumme Aus- und Hineinfragen in Nürnberg ist ganz allein Schuld an allen späteren Ungeheuerlichkeiten und Gruselgeschichten.

Rosenkranz bei sich. Später aber wollte er überhaupt nicht mehr wissen, wo die katholischen Bücher herkamen, man hätte sie ihm in den Hut gesteckt. „Wer hat ihm aber," fragt von der Linde mit Recht, „nicht allein das Pater noster, sondern auch das Ave Maria, das auf der ganzen Welt kein Protestant betet, in das Gehirn gesteckt?" — — — [Folgt der zustimmende Nachweis von 64 Zeilen aus meinem Buch.]

Zahlreich, wie die Vaterstädte Homer's, sind auch die Väter Kaspar Hauser's; und nicht immer möchte es gelingen, diese Ehre so entschieden zurückzuweisen, wie von der Linde dieses für den Domherrn von Guttenberg besorgt, den Romanschreiber, wie Levin Schücking noch 1844 [1884!], durchaus zum Vater Kaspar's machen wollen. Die Idee, daß Kaspar ein beseitigtes „Pfaffenkind" gewesen sei, war natürlich für diese Sorte von Schriftstellern auch viel zu anlockend, als daß sie gutwillig darauf verzichtet hätten; von der Linde räumt aber damit so gründlich auf, daß selbst bei dem besten oder richtiger böseſten Willen diese Annahme als absurd erscheinen muß. Wir glauben dieses mit Dank erwähnen zu müssen, um so mehr, als von der Linde nicht die Gewohnheit hat, Jemanden zu schonen. Doch schweigen wir lieber darüber, denn über Höflichkeit hat derselbe sehr seine eigenen Begriffe.[13]) — — —

30.

Vgl. oben I. S. 20—26. Herr Seyler, Lektor und Bibliothekar im Handelsministerium zu Berlin, stammt aus der Umgebung von Nürnberg, und hat in der Zeit seiner Kinder- und Knabenjahre (sein sel. Vater war damals Pfarrer in Kadolzburg) noch viel von dem „armen" K. H. sprechen hören. Mein Buch hat er von allen Rezensenten geistig am besten verstanden. Ein Hauser-Kenner hält aber „die Hypothese (oben S. 21) bezüglich der bayerischen Grenze für

[13]) Sehr! Danken mir darum so viele Forscher öffentlich in lateinischer, italienischer und französischer Sprache und sonstwie für meine über jede amtliche Schablone hinausgehende Dienstfertigkeit? In dem mir vorliegenden Prolegomenon zum letzten Bande seiner „Fontes" schreibt F. W. E. Roth: „Allen denen, die mich bei Herstellung der 4 Theile meines Werkes mit literarischen Hilfsmitteln unterstützt, dem meine Sache in großartiger Weise unterstützenden Oberbibliothekar in Wiesbaden, Herrn Dr. v. d. L. (u. s. w.) sage ich hier nochmals meinen verbindlichsten Dank." Der Gymnasialoberlehrer Dr. B. Spieß (Luthers Beziehungen zu Nassau, 1884, S. 50): „Der gelehrte Herr Bibliothekar Dr. v. d. L. hat mich — in meinen Studien wesentlich gefördert." Und so könnte ich einen kleinen Katalog zusammentragen, in dem der Mitarbeiter im „Katholik" nicht fehlen würde. Mit „Konvertiten" wie Müller und Daumer gehe ich freilich ebensowenig „höflich" um, wie der Täufer und der Messias mit dem „Otterngezüchte" und den „Heuchlern" ihrer Zeit. Hat Bismarcks „Höflichkeit" das Reich gegründet?!

nicht glücklich. Regensburg war nie ein Fürstenstaat, der dortige Bischof nie Fürstbischof, die Stadt war eine Art Reichsstadt. Daß man im Jahre 1828 noch an eine nahegelegene bayerische Grenze gedacht habe oder gar jetzt noch daran denke, glaubt mein Korrespondent nicht. K. H. wird wohl über die wirkliche bayerische Grenze zur Schule gegangen sein, nach Böhmen oder umgekehrt von Böhmen nach Bayern.“ Auf diese Angelegenheit werde ich erst in einem folgenden Hefte zurückkommen.

31.

Auf eine Erzählung von 92 Zeilen lautet der Schluß:

Nach Linde's Untersuchung muß Kaspar Hauser nicht mehr als Findling, der durch Intriguen seiner Geburtsrechte schnöde beraubt wurde, betrachtet werden. Allerdings ist noch manche Frage ungelöst geblieben, aber das Vertrauen zu Hauser ist tief erschüttert, und schwerlich wird es gelingen, dasselbe wieder zu befestigen. In der Form der Darstellung ist Linde nicht immer urban, er belegt anders Denkende gern mit Ehrentiteln, die der gebildete Ton [gegen anständige Leute, nicht aber gegen Wegelagerer] verbietet. Interessant ist für den Fachhistoriker diese Untersuchung deßhalb, weil sie den Beweis liefert, wie leicht selbst noch in unserem Jahrhundert sich Sagen bilden können.

32.

Obwohl die Kaspar Hauser-Litteratur eine sehr umfangreiche — ist doch dieser Stoff noch nie zu einer historischen Monographie gelangt. Mit Interesse ist daher dieses Werk aufzunehmen, dessen Verfasser schon wohl bekannt — zu dem gleichen Ergebnis gelangt, wie vom juristischen Standpunkt aus Mittelstädt (1876). Sein Nachweis, daß Hauser die Nichtkenntnis seiner Herkunft nur simulierte und mit den Thronen, welche man für ihn beanspruchte, nichts zu schaffen hatte, läßt an überzeugender Kraft nichts, an Eleganz der Form aber manches zu wünschen übrig.

33.

Das Werk über diese mystische Persönlichkeit erfordert ein allgemeines Interesse, es ist dasselbe nicht allein für den Geschichtslehrer, wie überhaupt für Pädagogen interessant, sondern auch für den Laien wird es eine mehr als anregende Lektüre sein.

34.

— — — Der Darlegung dieses Problems des Kaspar Hauser-Schwindels hat sich von der Linde unterzogen. Damit ist das politische Interesse an dieser cause célèbre erledigt. Den „ungeheuerlichen Wust von Verlogenheit, Leichtfertigkeit und Blödsinn,“ welcher sich in dem Augiasstall der Kaspar Hauser-Litteratur angesammelt, hat der Wiesbadener Historiker

zusammengestellt, und damit ist hoffentlich die Diskussion über diese Findlingsgeschichte endgiltig erledigt.

35.

So interessant dieser Stoff in historischer Hinsicht ist, vom strafrechtlichen Standpunkt aus kommt ihm nur noch eine litterarische Bedeutung zu. Schon einstens fanden Anselm von Feuerbach, dem von uns nach seiner Schrift „Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben eines Menschen“ (1832) viele Wandlungen in dieser Sache nachgewiesen sind [wo denn?], und Hitzig, der in seinen Annalen der Kriminalrechtspflege eine ständige Spalte zu Gunsten Hausers und eine europäische Geldsammlung eröffnete, lebhaften Widerspruch bei nüchternen Zeitgenossen, von denen namentlich Merker und Ritter v. Lang als Schriftsteller zu erwähnen sind, die an die idealen Phantasien oder gar politischen Höhen K. H. nicht glaubten und ihn für einen Simulanten erklärten. Für den prüfenden Juristen wies Mittelstädts Schrift (1875) insbesondere die Unhaltbarkeit des badischen Prinzenthums nach und es erklärten sich bedeutende Autoritäten, wie Marquardsen, Binding, Hölder mit ihm einverstanden. Die von ihm umgangene Frage, ob und inwieweit Hauser ein Simulant gewesen, wird von Linde auf Grund eines nur zu umfangreichen Materials von Beweisen beantwortet und es kann das Ergebnis mit den Worten gekennzeichnet werden, welche der franz. Akademiker Théophile Gautier schon 1858 über K. H. aussprach: »Ch. H., dont la destinée mystérieuse a tant intéressé les âmes sensibles, n'est autre chose qu'un canard. Jamais canard n'eut un tel succès.« (Bei mir, II. S. 397.)

36.

— — — Daß Kaspar Hauser kein badischer Prinz war, stand [?!] fest; daß auch von einem „Verbrechen am Seelenleben des Menschen“ fernerhin nicht die Rede sein kann, dafür hat von der Linde mit rastlosem Fleiße und durchdringendem Scharfsinn gesorgt. Wie die Cöster-Legende, so ist auch die Hauser-Legende jetzt zu den Todten geworfen, nach Linde's Untersuchungen wird Niemand wagen können, sie noch einmal auferstehen zu lassen. Wer Kaspar Hauser gewesen, darüber kann freilich auch von der Linde trotz seiner umfassenden Kenntnisse keine Auskunft geben. Aber die Beantwortung dieser Frage hat schon Mittelstädt mit den Untersuchungen über den Charakter des Mannes der Amme Julias auf eine Stufe gestellt und nach Linde's Arbeit hat sie sicherlich auch das leiseste Interesse verloren: ob der Schwindler Müller oder Schulze hieß, ob er ein Schneider oder ein Schuster oder ein Bauernbursche war, ist durchaus gleichgültig. Interessant bleibt nur für alle Zeiten, daß ein Betrüger und ein nicht einmal sehr geschickter Betrüger so viele Gläubige hat finden können. Nicht die Persönlichkeit Kaspar Hauser's, sondern die Literatur, die sich an ihn anknüpft, die Abgötterei, die mit dem gewöhnlichen und im Grunde langweiligen Burschen getrieben worden ist, wird stets bemerkenswerth bleiben, weil sie ein typischer Vorgang ist. „Wie es gemacht worden ist“, dies Problem hat den Historiker von der Linde angeregt und verdienstlich ist es, daß er uns klar und deutlich nachweist,

wie Leichtgläubigkeit und Wundersucht einen Mythus haben groß ziehen können, den doch die aktenmäßig festgestellten Thatsachen im Keime hätten ersticken sollen. „Wie es gemacht worden ist“, das erklärt auch v. d. Linde's Zorn. Und wenn die Hauserfreunde jeden als Strolch oder Simpel zu behandeln gewöhnt waren, der nicht an ihren Hauser glauben wollte, obwohl handgreifliche Selbsttäuschung verbunden mit wissentlicher Entstellung der Wahrheit in der Hauserliteratur geradezu die Regel bilden, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn endlich einmal Jemand ihnen mit gleicher Münze heimzahlt. Freilich geht auch Linde häufig über das zulässige Maß weit hinaus. So darf bei aller sonstigen Anerkennung die Ungerechtigkeit nicht ungerügt bleiben, mit welcher er z. B. Feuerbach behandelt. — — — Aber abgesehen von solchen Uebertreibungen und abgesehen von der unruhigen [nicht auf deutsche Schwerfälligkeit berechneten] Schreibart, welche den Genuß des Lesens bisweilen beeinträchtigt, bleibt von der Linde's Buch eine treffliche Arbeit. Es schließt den Streit über den Hauserhandel endgültig ab und giebt ein vollständiges und anschauliches Krankheitsbild einer geistigen Epidemie, deren Entstehung und Ausbreitung jeder Gebildete mit dem wärmsten Interesse verfolgen wird.

37.

Nach einem unglaublich unwissenden Geschwätz von 76 Zeilen heißt es:

Doch genug; etwas Räthselhaftes also bleibt für die Sache übrig, nur hat das Räthsel weiter kein Interesse; das Romantische und Sensationelle ist auf alle Fälle abgestreift, und im Ganzen muß man ja Mittelstädt beipflichten, daß in dieser Geschichte, und insbesondere in der Kaspar Hauser-Literatur, ein „ungeheuerlicher Wust von Verlogenheit, Leichfertigkeit, Blödsinn“ zusammengehäuft ist. Wem es jedoch auch heute noch Vergnügen macht, in diesem Wust herumzustöbern oder sich an der in dem Gebahren der guten Nürnberger u. s. w. von damals zu Tage tretenden kritiklosen Sentimentalitätsduselei zu weiden, dem kann das vorliegende Buch bestens empfohlen werden.

38.

Erzählung von 52 Zeilen und sodann: Da Hausers Taufschein fehlt und eine Entdeckung seiner Mutter jetzt wohl nicht mehr möglich sein dürfte, wird seine Herkunft genau wohl nie mehr zu ermitteln sein. Er kam jedenfalls von der altbaierisch-österreichischen Grenze nach Nürnberg, nicht mit einem fertigen Plane, seine ihm dort erst aufgenöthigte Rolle zu spielen, sondern mit dem ernsthaften Vorsatz, als Kavallerist beim Militär einzutreten. Er selbst hat, als entsprungener Landstreicher oder durchgebrannter Bauernbursche, Stalljunge oder sonst etwas, verschiednes zu verheimlichen gehabt und Nachfrage verhindern wollen. Und das ist ihm durch das Zusammenspiel von Menschen und Umständen so gut gelungen, daß aus diesem Senfkorn der Riesenbaum der Hauserromantik hervorgewachsen ist, die jetzt durch Linde in

seinem Werke, das von dem Standpunkte ausgeht, daß „aufmerksam beobachten, wie es gemacht wurde," das einzige vorhandene Problem sei, gründlich abgethan wird.

39.

Der junge unbekannte Mensch, der — — -- erfährt in diesem 50 Druckbogen starkem Werke die ausführlichste und peinlich sorgfältigste Beurtheilung, welche bisher über ihn und seine Bedeutung aufgestellt wurde.

40.

Einer von den in meinem Buche betroffenen Ludwigsrittern (man vergleiche dort nur in dem belobten Register unter Heigel!), der die richtige Ahnung hat, daß ich seine impotente Leistung „als eine Mameluckenverteidigung aus dem Lager der Herren Bayern verachten werde", — was ich hiermit bescheinigt haben will. Der Macher schreibt sämtliche Ehrentitel ab, womit ich die bayrische Hauserbande von Rechts wegen bedacht habe, legt von diesen, aus ihrem Zusammenhang gerissenen, Ehrentiteln ohne Text und Beweise eine Liste, nennt daraufhin mein Werk, das Resultat einer dreijährigen angestrengten Arbeit, „ein Pamflett", und — die Deutsche (!) Litteraturzeitung tischt diese Aeußerung kleinlicher Litteratenrache ihren Lesern als „ein Referat" auf! Es war durchaus überflüssig, daß das Blatt mich neulich von einer Verlagsänderung verständigte. Heigel setze sich lieber zu von Löher und Sigl und sammle für Ludwigsstatuen.

41.

Die Geschichte des Findlings Kaspar Hauser ist für methodische Geschichtsforschung höchst lehrreich; sie zeigt, wie selbst im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert sich Mythen bilden können. Ob es freilich zweier dicker Bände bedurfte, um Kaspar Hauser als Schwindler hinzustellen, erscheint mir zweifelhaft. Das peinliche Verhör, welches Linde mit ihm anstellt, ist so überzeugend, daß es schwer halten wird, nochmals für den Prinzen Kaspar eine Lanze zu brechen. — — — Linde's Untersuchung wird schwerlich weitere Kreise als Lektüre fesseln, denn sie ist schwerfällig geschrieben (!), aber das Resultat wird jeden interessiren.[14]) Mit großem Fleiß ist die

---

[14]) Herr Hugo Landwehr muß, wie alle Berliner, eine stoische Natur sein! Einmal schrieb mir ein gründlicherer Kenner (den 14. Mai 1886): „Gestern erhielt ich die Aushängebogen — — — Ich verschlang sie sofort und was war die Wirkung? Oft mußte ich mir den Bauch halten und laut lachend im Zimmer vor Freude herumhupfen. Ja gewiß — eine Ihrer Hauptstärken liegt in der Ironie. Auf

Litteratur über Hauser, 175 Nummern, gesammelt und durchgearbeitet. Eine wahre Sisyphusleistung, die Niemand zu wiederholen Neigung verspüren wird.

42.

— — — Auch nachdem die Prüfung der Widersprüche und Lügen, an denen die Hauser'sche Lebensgeschichte so reich ist, in den juristischen Kreisen ganz allgemein die Ueberzeugung erweckt hatte, daß Hauser in der That nur ein abgefeimter Gauner und raffinirter Schwindler sei, wurde die grundlose Ansicht noch immer festgehalten und selbst nachdem das Großherzogliche Ministerium in Karlsruhe, veranlaßt durch die Verdächtigungen demokratischer und ultramontaner Zeitungen, zu Beginn [?] der siebziger Jahre alle Akten veröffentlichte, welche sich auf den Tod des angeblich beseitigten Prinzen beziehen, gab sich ein demokratisches Winkelblatt Badens dazu her, die Aufsätze eines gewissen Dr. Lipp aufzunehmen, in welchen der alte Unsinn in verblümter Weise wieder auftauchte. Unter solchen Umständen kann es allerdings nicht als überflüssig bezeichnet werden, wenn ein gründlicher Gelehrter die ganze Legende einer nochmaligen, sorgfältigen und eingehenden Untersuchung unterworfen, bei welcher die gesammte Literatur ihre Berücksichtigung fand. Dr. v. d. L. hat sich dieser Aufgabe unterzogen und ein Buch veröffentlicht, welches für Jeden, der überhaupt belehrt sein will, die Frage auf immer aus der Welt schafft. — — — H. war der uneheliche Sohn eines gewöhnlichen Mädchens aus Bayern, welches durch einen Dragoner verführt wurde, er wahr ein gewöhnlicher Landstreicher und Vagant, welcher sich in keinem, aber auch in gar keinem Punkte von jedem anderen Vagabunden unterschied. Hätte man ihn als Landstreicher behandelt, die ganze Legende wäre nicht geschaffen worden und die deutsche Literatur um verschiedene Bücher ärmer, die gerade kein Zeichen einer besonders entwickelten kritischen Schärfe bilden. Nur durch die krankhafte Sucht der Gesellschaft, in ihm das Opfer einer verbrecherischen Politik zu sehen, verfiel Hauser auf die Lügen und Schwindeleien, von denen sich Männer wie Klüber und Feuerbach bethören ließen. Lüge war es, wenn er von dem Attentat eines schwarzen Mannes etwas erzählte, Lüge war es, wenn er angab, von einem Fremden die Verletzung erhalten zu haben, an welcher er starb. Er fügte sich die Verletzung selbst zu, um wieder einmal etwas von einem Attentat vorschwindeln zu können und das Interesse für seine Person wieder zu beleben; daß dieselbe eine tödtliche wurde, war gegen seine Absicht. Die Kaspar Hauser-Legende dürfte hiermit ihr seliges Ende erreicht haben, für alle denkfähige Menschen wird das Linde'sche Buch die Wirkung haben, daß man den ganzen Sagenkreis hinfort als überwunden betrachtet.

---

diesem Instrumente wissen Sie meisterhaft zu spielen. So wird Ihr Werk, so dickleibig es auch ausfällt, doch sehr kurzweilig und wäre die Lektüre jedem Reconvalescenten zu rathen. Namentlich die Affairen Schlatterer und Albersdorf sind köstliche Episoden in Ihrem Buche.“ Und so könnte ich aus meinem Hauser-Archive einen mächtigen Strauß zusammensuchen, ist aber nicht nötig.

43.

Unter Beibringung reicher Literatur-Nachweise sucht Linde den Beweis zu führen, daß der vielgenannte Findling ein Betrüger gewesen und nur durch das romantische Bedürfniß seiner Zeitgenossen zu seiner Prinzenrolle erhoben worden sei. Manche von Linde's Ausführungen sind einleuchtend, namentlich die, welche darthun, daß der Sprachschatz, über welchen Hauser bei seiner Ankunft in Nürnberg verfügte, zu groß war, als daß er sich mit demjenigen Grade von Vereinsamung vertrüge, der für Hauser's Jugend später angenommen wurde. Manches[15]) bleibt auch so zweifelhaft.

44.

Auf die bekannte hochnäsige englische Borniertheit gegen foreigner, folgt der scharfsinnige Schluß: „Herr von der Linde triumphantly proves his case. The singular part of the matter is that the impostor should never have been satisfactorily identified.“ — Most singular indeed!

45.

Fehlt. Als mein Verleger, Herr Limbarth, im vorigen Herbst zu New-York war, hat er die (zustimmende) Besprechung dort gelesen; die an mich abgeschickte Nummer der Zeitung ist aber unterwegs verloren gegangen.

46.

Eine Streitschrift möchte man dieses Werk nennen, welches erschienen ist, um der Wahrheit gegen Lug und Trug, gegen Bosheit und Beschränktheit zum Siege zu verhelfen. Und wahrlich, eine schneidige Klinge führt der litterarisch schon zum Oefteren thätig gewesene Verfasser. — — Furchtlos geht er dem Hauser-Schwindel an der Hand der bezüglichen Aktenstücke zu Leibe, um an dem Helden der Geschichte, dem viel bewunderten und viel bedauerten Wunder-„Kinde“ Kaspar Hauser, das am 26. Mai 1828 in Nürnberg als Jüngling von etwa 16 Jahren auftauchte, nichts übrig lassend, als einen seine Rolle im Ganzen gut spielenden Betrüger, der freilich bei einer sensationslüsternen Umgebung leichtes Spiel hatte. Geradezu erheiternd wirkt es, wie Verfasser die geistige Blindheit der Hauser-Erzieher und -Beschützer schildert; wir sehen „berühmte“ Professoren, wie Daumer, „gewiegte“ Kriminalisten, wie v. Feuerbach, von diesem Betrüger so hinter's Licht geführt, daß man annehmen möchte, diese Männer wollten betrogen sein, um sich nur durch diese schmutzige Angelegenheit einen Namen zu machen. — Wir müssen es dem Verfasser zu Dank wissen, daß er sich der großen Mühe unterzogen hat, den selbst in unserer „aufgeklärten“ Zeit noch bisweilen auftretenden Spuk zu bannen. Hoffentlich werden wir jetzt auch in belletristischen Blättern, in Konversationslexika u. s. w. nicht mehr mit den „Hauser-Forschungen“ belästigt werden. — — —

[15]) Namentlich ob die Mutter, nach dem Zettel eine Dienstmagd, Käthe oder Grethe geheißen!

47.

„Ihr Werk über C. H. liest gegenwärtig ein hiesiger Oberlandesgerichtsrath, der sehr entzückt darüber ist“, — schrieb mir ein Freund aus Nürnberg im Dezember des vorigen Jahres, und legte als Kuriosum einen Ausschnitt aus dem Korrespondenten bei. Daß man 1887 einen „Priem“ (!) als Autorität gegen mich ins Feld führt, ist wieder so durch und durch Nürnbergsch, daß mir der Hauserkohl immer verständlicher wird. Ich teile also vollkommen die Rührung der Hopfenstadt, wenn der alte Priem dem „Pegnesischen Blumenorden“ vorfaselt, Kaspar sei kein „raffinierter Betrüger und Schwindler“ gewesen. Das war er auch nicht. Für die Dummeriche seiner Zeit besaß er bloß „Bauernschlauheit“ genug, und viel war wahrhaftig nicht nötig! Die „Raffiniertheit“ steckte anderswo, mein guter Priem, nur nicht bei Dir, erlauchter Kollege![16]) Die anonyme Briefkarte mit den blutrünstigen Zeilen: „Wer Hauser für einen Betrüger hält, der muß selbst sein Mörder sein!!!“ — war doch nicht von Dir, altes Haus? Daß die ganze Welt je nach Bedarf „simuliert“, daß die offizielle Erziehung eine Simulationseinexerzierungsveranstaltung ist, um abwechselnd traurig, um fromm, um teilnehmend, um freundlich-lächelnd u. s. w. zu thun, und daß wer die Komödie nicht mitmacht zum unhandelbaren „Sonderlinge“ wird, — denn um viele Freunde zu haben, muß man Schafskopf oder Heuchler sein — das weißt Du also in Deinem Alter noch nicht? Freilich, dazu muß man es bis zum Einsiedler bringen und Du bist der Kaspar-Orateur des Pegnesischen Blumenordens. Mit einem Kohl im Knopplöchle? Ich würde Dir also mit Vergnügen einen Schoppen gereicht haben — „selber“ trinke ich wohl mal Ziegenmilch, Kulmbach bloß wenn das Kaiserreich Biermania hochleben soll — wenn nur nicht der ungenannte Vorschneider Deines Kasparkuchen (auch 'ne Blume?) ein so artiges

[16]) Ich habe mit dem Buchwart Priem (zur Komplettierung meiner Hauser-Litteratur) korrespondiert und erleben müssen, daß die Stadt Nürnberg damals die allbekanntesten Bücher über ihren berühmten Adoptivkasperl, über den Unschlittfindling nicht hatte! Daß Priem selbst seiner Zeit für Nürnberger Waschfrauen gekaspart, verschwieg er entweder aus Bescheidenheit oder weil mein Briefpapier schon vom Scheiterhaufengeruch imprägniert war.

Stückerl auf dem Nürnberger Trichter dazu getutet hätte! Wie war's auch? „Kurz das Buch weckt wegen des aufgewendeten eminenten Fleißes, durch seine Animosität den Gedanken, daß es doch noch Interessenten mit vielem Gelde geben muß, welchen an dem Totschlagen des Kaspar-Hauser-Mythus gelegen ist." Unter uns gesagt, Priem, das hättest Du nicht verraten sollen, daß Leute wie Du niemals 'was umsonst thun! Ich thue auch niemals was umsonst — meine Ehrenrettung Gutenbergs hat mir eine Remuneration von ..... davon aber später, denn es wird schon seit acht Monaten daran gezählt ..... und der Kasparmord? Darauf allein verwendete ich volle Reichsmark 1,50 an Professorenstempelgebühr. Aber siehste, ich sage das nicht so offen heraus wie Du! — — —

Fort mit dem Geistesproletariat! Den Hauptpreis, die innere Befriedigung der geistigen Arbeit in dem reinen Aether unbestechlicher Wissenschaft, auf den allen kleinen Geistern unnahbaren Höhen der Wahrheit, — wo es zwar einsam und kalt, aber hell und rein ist, — diesen Hauptpreis habe ich errungen, die Schlacht ist gewonnen, das Monstrum der Lüge liegt entseelt zu Boden.

Ich lasse jetzt noch die Nummern 48—50 folgen, denn Seylers gediegene Abhandlung ist für die Geschichte der Hauserlegende von bleibendem Wert. Die mit * bezeichneten Anmerkungen zu 49 rühren von Herrn Seyler her.

48.

Der Verfasser hat bekanntlich durch ein großes — Werk all' die abenteuerlichen Mythen, die sich um den Namen gesponnen haben, als Schwindel aufgedeckt und bietet nun dieses Schriftchen speziell der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zur kritischen Erwägung dar, anschließend an Professor Preyers Vortrag über Naturforschung und Schule, denn nach den von Preyer festgestellten Bedingungen und Gesetzen der körperlichen und geistigen Entwickelung erblickt der Verfasser in jedem Worte Preyers „einen zermalmenden Protest wider den Kaspar Hauser-Schwindel". Wir empfehlen die Schrift des geistreichen Verfassers einem jeden, der an dem interessanten Stoffe Interesse hat. — — — Zu bemerken ist noch die gediegene und saubere Ausstattung.

49.

Der Gelehrte, dessen Hauptwerk über die Hauserlegende wir vor nahezu einem Jahre an dieser Stelle angezeigt haben, eröffnet jetzt eine Reihenfolge

von Broschüren (leider „nicht im Handel"!), welche den leicht erkennbaren Zweck haben, die Frage, obgleich sie im Großen und Ganzen als erledigt angesehen werden darf, noch in einigen Nebenpunkten weiter auszuführen und womöglich den Schleier wegzuziehen von den letzten dunklen Punkten, welche die Geschichte jenes „Findeljünglings" noch aufzuwerfen hat. Sodann gedenkt der Verfasser, wie aus den Schlußworten hervorgeht, mit der Kritik noch ein ernstes Wort zu reden. Meiner Ansicht nach versprechen diese Broschüren eine werthvolle Bereicherung der ernsten historischen Litteratur. Es war ein Fehler, daß diese Hauserfrage, welche 60 Jahre lang die „öffentliche Meinung" in Spannung erhielt, vor Dr. v. d. L. eine Domaine der Sensationsschreiber, Romanschriftsteller u. dergl. geblieben war. Leute, die niemals einen Einblick in die Akten gehabt hatten, schrieben Schwindelgeschichten, in denen schandbare Verleumdungen so künstlich mit historischen Persönlichkeiten verflochten waren, daß in einem Falle sogar ein Geschichtsforscher, der als Quellenkritiker allgemein bekannt ist, sich (freilich auch, ohne die Akten zu kennen) verleiten ließ, jene infernalische Geschichtsklitterung als Quellenschriften zu behandeln.

Vorliegende Broschüre zerfällt in zwei Theile; der erste Theil, mit dem wir uns zunächst beschäftigen, enthält Seite 2—12 den wortgetreuen Abdruck einer „Selbstbiographie", die Kaspar Hauser Anfang November 1828, also im sechsten Monat seines Aufenthalts zu Nürnberg, auf Anregung seines „Erziehers" Daumer niederschrieb. Dieser attestirte die Echtheit des Manuskriptes auf dem Umschlage und schenkte dasselbe etwa 25 Jahre später einer Gesinnungs-Verwandten. Durch das Aufsehen, welches von der Linde's Werk im vorigen Jahre verursachte, wurden die dermaligen Besitzer veranlaßt, die verschollene Handschrift auf den Markt zu bringen. So haben wir Gelegenheit erhalten, dieses von Daumer (von seinem Standpunkte aus mit Recht) geheim gehaltene Manuskript, eine echte Hauser-Urkunde, kennen zu lernen.

Wir wissen aus v. d. L.'s Hauptwerk, daß Hauser von seinem Lehrer Daumer fortdauernd dazu angehalten wurde, Selbstbiographien zu schreiben. Man sollte glauben, eine einmalige Niederschrift hätte genügen können. Wenn nun aber der Lehrer dieses Thema zu Stylübungen für besonders geeignet hielt, so hätte doch der Historiker der ursprünglichen Fassung, als derjenigen, in welcher die Erinnerungen am treuesten bewahrt sein mußten, den Vorzug geben sollen. Das Gegentheil war der Fall: Gerade die ältesten Fassungen wurden verheimlicht! Die beständige Beschäftigung mit seiner Lebensgeschichte hatte den Zweck, die Erinnerungen in Hauser zu entwickeln, man gab ihm Gelegenheit, später gemachte Erfahrungen zurückzudatiren. Dieses saubere Verfahren wurde so lange fortgesetzt, bis man brauchbares Material gewonnen hatte.

Wir wollen uns zunächst die Biographie von der sprachlichen Seite betrachten, in welcher uns Kaspar Hauser als echter Oberpfälzer entgegentritt.

Eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten der oberpfälzischen Mundart

besteht darin, daß sie lange Vokale oder Doppel-Vokale kurz, und kurze Vokale lang ausspricht. Hierfür finden sich nun in der Biographie zahlreiche Belege, deren ich einige folgen lasse, — die Schreibweise Hausers füge ich in Klammern bei:

Lange oder Doppel-Vokale: Spiel (Spill); gethan (gethann); schöne (schönne); beten (betten); Thränen (Trenen, wahrscheinlich sprach Hauser „Thrennen"); viel (viell).

Kurze Vokale: Zoll (Zohl); Wolle (Wohle); stillen (stiehlen); stellen (stehlen)*); genommen (genohmen); gerollt (gerohlt); Stall (Stahl); Löffel (Lefel).

Nicht minder charakteristisch ist der Gebrauch des Hülfszeitworts haben statt sein. Hauser schreibt regelmäßig: „Da habe ich eingeschlafen." Da aber Hauser höchstens drei Jahre vor seiner Ankunft in Nürnberg die Werktagsschule verlassen haben konnte, so erklärt es sich leicht, daß gröbere Verstöße dieser Art nicht vorkommen. Einmal korrigirt er aber das vulgäre Hülfszeitwort zur Unrecht: statt „ich habe so stark gerollt (i. e. die auf Rädern stehenden Pferdchen) schreibt er: ich bin so stark gerollt". Ein Beweis, daß ihm die richtige Anwendung des Hülfszeitworts nicht geläufig war.

Weiter ist das Ausstoßen des Vokals in der mundartlichen Diminutivsilbe **el** bemerkenswerth. Hauser schreibt gut oberpfälzisch Deckl, Schüßl, obwohl er den letzteren Gegenstand vor seinem Auftauchen in Nürnberg niemals gesehen haben will.

Gegenüber der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß Kaspar den oberpfälzischen Dialekt sprach, gebrauchte man in Nürnberg eine elende Ausflucht.**) Nicht zu erklären war aber eine zweite Thatsache, die eine noch größere Bedeutung hat: Der Styl der Selbstbiographie ist genau derselbe, in dem der von Hauser am 26. Mai 1828 nach Nürnberg mitgebrachte Brief (angeblich seines Pflegevaters) verfaßt ist! Trotz der Kürze des Letzteren sind wir doch in der Lage, eine ganze Reihe von Eigenthümlichkeiten hervorheben zu können, die in beiden schriftstellerischen Leistungen vorherrschen.

Brief.	Biographie.
jetz habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf dem Landgericht. [Anmerkung: in der Biographie kommt fünfmal das Wort jetz vor; keinmal jetzt.]	Da habe ich mich hin gesetzt, auf den Boden. Dieses hat mir immer sehr weh gethan, in den Kopf weil ich noch nicht wußte, wie ich sagen soll zum Gefängnißwerter

*) Das e darf hier nicht wie ä in dem hochdeutschen stehlen ausgesprochen werden; das letztere lautet in oberpfälzischer Mundart ställen.

**) Er sollte nämlich von seinem Gefängnißwärter in Nürnberg, einem Altbayern, das Reden gelernt haben! Sein letzter Lehrer, der wackere Meyer von Ansbach, hat aber die Sache untersucht und gefunden, daß Jener eine ganz andere (jedenfalls nicht so prononzirte) Mundart sprach.

Brief.	Biographie.
Er selber weiß nichts wie mein Hauß heißt.	ich wußte nichts, wo er hin komen ist.
Daß leßen . . . habe ich schon gelehrte. Er weiß mein Orte nicht.	Dieses kan ich aber nicht sagen, obe der Berg 2c.
Wan wir ihm fragen, was er werde, so sagte er 2c. Wen er Eltern häte, wie er keine hate.	Ich bin imer vergnügt gewesen, weil mir niemals was weh gethan habe. Weil ich noch nicht wußte, wie ich sagen soll . . . weil ich nicht sprechen kann, aber wie er daß Wasser . . . gebracht habe, da hat er
Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen erzogen. Sie derfen ihm schon fragen.	Ich habe ihm auch nicht komen gehört; ich hörte aber ihm nicht komen; aber ich habe ihm nicht verstanden;

Betrachten wir nun den Inhalt des Schriftstücks!

Als Kaspar Hauser die Häuser Nürnbergs zum ersten Male erblickte, konnte er unmöglich wissen, was man dort aus ihm machen würde. Die Thaten eines aufgeregten Volkes lassen sich niemals im Voraus berechnen. Es lag auch gar nicht im Gesichtskreise Hausers, solche Thorheiten für möglich zu halten, wie sie begangen wurden. Er trat auf als Kandidat für den bescheidenen Posten eines Rekruten und hatte als solcher gar keine Veranlassung, seine Kenntnisse (Lesen und Schreiben) und eine gewisse Intelligenz zu verbergen. Als nun aber das Stichwort von der lebenslänglichen Isolirung Hausers gefunden war, kam es darauf an, zu erklären, auf welchem Wege er die polizeilich festgestellten, protokollirten Kenntnisse erworben hatte. Außerdem mußte von dem Kerkerleben und der Reise nach Nürnberg ein Bild gegeben werden. Diese drei Punkte sind es, um die sich die Lebensbeschreibungen drehen. Da wird nun die Kunst des Vor- und Zurückdatirens nach Herzenslust geübt, aber auch mit solcher Dummdreistigkeit, daß man staunen muß über die Leichtgläubigkeit der verantwortlichen Behörden und Persönlichkeiten, welche mit dieser Sache zu thun hatten.

Wir besitzen in der Hauptsache drei Versionen der Lebensbeschreibung Hausers. Die erste, nach den Vernehmungen zusammengestellt, ist enthalten in der polizeilichen Bekanntmachung des Bürgermeisters Binder von Nürnberg vom 7. Juli 1828; die zweite, vom November 1828, liegt in obiger Broschüre vor (I); die dritte ist aus dem Ende des Jahres 1829 (II). Die mittlere Version, welche Dr. von der Linde jetzt veröffentlicht, ist von allen bekannten Biographien die einzige, welche auch der Form nach schriftstellerisches Eigenthum Hausers ist.

Hauser bestätigt, daß er „seine ganze Lebenszeit“ eingesperrt gewesen sei; das waren also, wenn man die Jahre unbewußten Daseins abrechnet, mindestens 12 Jahre gewesen. Er wälzt sich von dem Strohlager zu seinen hölzernen Spielsachen (die aus dem Nürnberger Gewahrsam in den Kerker zurückdatirt sind), ißt Brot und Wasser. Daß ist sein Tagewerk. Dennoch verfällt er nicht dem Stumpfsinn, sondern ist „immer vergnügt und zufrieden“, weil ihm „niemals was weh gethan“ hat. Daß sich ein Dorfknabe ein derartiges Bild von einem isolirten Kerkerleben konstruirt, ist begreiflich, aber daß Aerzte und Kriminalisten daran glauben?? Der Kerker wird nach der Höhe und nach der Breite beschrieben, aber nicht nach der Tiefe. Er machte sich ein unvollständiges Bild!

Nach Binders Bekanntmachung befand sich im Kerker ein Ofen, „weißfarbig, klein, rund, wie etwa ein großer Bienenkorb (ob wohl der Vergleich von Hauser herrührte?) geformt und wurde von außen geheizt (oder wie er sich ausdrückte „einkentet“)“. Eine durch das mundartliche „einkenten“ ganz vorzüglich beglaubigte Aussage Hausers! Zu der uns vorliegenden Selbstbiographie sagt aber Hauser: „sonst war gar nichts darin, es ist auch kein Offen gewessen“!!

Nach Binder waren in dem Kerker zwei kleine längliche Fenster, „mit Holzstößen verschlichtet, und durch sie drang nur ein schwaches dämmerndes Licht“. Der Kenner ländlicher Gewohnheiten wird hier sofort das Vorbild der Schilderung erkennen: Das zerkleinerte Holz wird regelmäßig an den Wänden der Gebäude, auch der Wohnhäuser aufgeschichtet, bei den Fenstern aber ein Fach gemacht, so daß die Wohnräume nicht erheblich verdunkelt werden. — In der Biographie I werden die Fenster auch beschrieben („acht bis neu zohl in der Höhe und auch breit“) aber nicht die Hölzstöße. Später (II) verlegt Hauser die Fenster in die gewölbte Decke, womit selbstverständlich die Holzstöße ganz unvereinbar sind. — Wäre nun durch die Fenster nicht Licht eingedrungen, so wären sie auch nicht wahrnehmbar gewesen. Trotzdem mißt Hauser als Eingekerkerter die Zeit nicht nach dem regelmäßigen Wechsel von Helligkeit und Dunkelheit, sondern nach dem Wachen und Schlafen und diese seine Gewohnheiten sind so erstaunlich regelmäßig, daß er stets beim Erwachen neues Brot und einen vollen Wasserkrug vorfindet.

Endlich erscheint der Kerkermeister und lehrt dem Kaspar, der nicht einmal reden konnte, in einer einzigen Lektion die edle Schreibkunst*)! Bei dieser Gelegenheit macht der Schüler eine Entdeckung; der Mann verspricht ihm, wenn er Alles gut merkt, „recht schöne Roß“, wobei

*) Dreierlei ist dabei bemerkenswerth: a) Andere Kinder quälen sich tagelang mit dem „'rauf, 'runter, 'rauf, und e' Tüpfele drauf“! Kaspar lernt sofort ganze Worte schreiben (NB. ohne reden zu können!) b) Dieser einmalige Unterricht verleiht dem Kaspar eine ausgeschriebene Hand; fünf Jahre eines höheren Unterrichts sind nicht im Stande, die charakteristischen Züge der in einer Stunde erlernten Schrift erheblich zu ändern. Die Schrift sitzt so unausrottbar fest, wie der oberpfälzische Dialekt! c) Daß Kaspar in dem dämmernden Raume lesen und mit Bleistift nachschreiben konnte, erklärt sich durch die langjährige Gewöhnung an die Dämmerung; wie aber war der Kerkermeister dazu im Stande?

er auf Kaspars Spielpferde deutet. „Von dieser Zeit wußte ich, wie die Pferd heißen“. Eine kostbare Indiskretion! In der späteren simulirten Hauser-Sprache bedeutet nämlich „Roß“ alles Mögliche, nur nicht Pferd! — Am nächsten Tag setzt Kaspar die Schreibübungen freiwillig fort. Dann nach zwei oder drei Schläfen (Tagen) kommt der Mann zum zweiten Mal, bringt ein kleines Büchlein mit und lehrt dem Kaspar in einer Lektion das Lesen. (Reden kann aber Hauser immer noch nicht.) Nach aber zwanzig Tagen wird der Schreibunterricht repetirt; Hauser hatte nichts vergessen. In der Nacht darauf erfolgt die Befreiung. Nach Binder nahm der Mann unsern Hauser in seiner Kerkerkleidung (ausdrücklich!) auf den Rücken; erst in geringer Entfernung von Nürnberg wird Toilette gemacht. Durch die spätere „Gedächtniß-Entwickelung“ war aber der Kerkeranzug so seltsam geworden (Hemd über der Hose!), daß Hauser unmöglich so auf die Landstraße gebracht werden konnte, ohne das größte Aufsehen zu erregen. Hauser erzählt also in der Biographie (I), daß er kurz vor der Abreise umgekleidet worden sei. Da aber die Toilette bei Nürnberg aktenmäßig feststand, so blieb sie im Programm. Also zweimaliger Kleiderwechsel. Der „Mann“ hat es sich wirklich schwer, unnöthig schwer gemacht: oft den sechzehnjährigen Kaspar auf dem Rücken, dazu ein Bündel Kleider und Stiefel, endlich Brot und Wasser für drei Tage!

Auf der Reise lernt Kaspar gehen und beten, zwei wichtige Künste, deren Besitz ihm seit dem 26. Mai 1828 nachgewiesen war. Das Datum des Beten-Lernens ist zwar in der Binder'schen Bekanntmachung und in der Biographie (I) nicht genau übereinstimmend, doch wollen wir das auf sich beruhen lassen.

Einen Umstand will ich hier noch hervorheben: Von seinen Kenntnissen im Rechnen hatte Hauser vor seiner Verwandlung keine Probe abgelegt, — in der Biographie brauchte daher der Erwerb dieser Kunst nicht datirt zu werden. Er hat also im Kerker nicht rechnen gelernt, konnte keinen Begriff von Zahlen haben. Und doch übt er während seiner Reise (nach seiner eigenen Darstellung) diese Kunst unbewußt. Er sagt z. B.: Da bin „ich gewiß noch zwanzig Mal wach geworden“ (in der Hausersprache ein Zeitraum von 20 Tagen); „da war ich kaum 8 Schritt weit gegangen“; „da wird ich vielleicht zwanzig oder dreißigmal ausgeruht haben“, u. s. w. Wie mochten sich die Perioden in seinem Gehirne derart markirt haben, daß er sie nachderhand noch zahlenmäßig feststellen konnte?[17])

Nach Binder kam Kaspar gleich von seinem Kerker aus ins Freie und unmittelbar darauf einen langen hohen Berg hinauf. In

---

[17]) Hier hat mein kundiger Kritiker Kaspars elementare Rechenkunst (K. H. I. S. 18) übersehen. Und doch führt seine Bemerkung für die Sehenden auf ein schneidiges Argument wider den Hauserschwindel! Kaspars Rechenkunst stand auf der Höhe seiner Schreibkunst. Aber der Bogen vom 27. Mai 1828 (beschrieben in Feuerbachs Verbrechen S. 46 Anm.: „am Ende der Seiten sind sogar — alle Buchstaben des Alphabets, wie sie aufeinander folgen, in einer Zeile

der Selbstbiographie (I) schrumpft der Berg etwas zusammen, es war ein kleiner Berg, aber doch ein Berg, auf dessen Wipfel ein starker Wind pfiff: Kaspar fror so, weil er „die Luft (mundartlich für Wind) niemals gehabt habe". Ihn, der mindestens 12 Jahre lang einen unheizbaren Raum bewohnt hatte, ohne sich bewegen zu können, der nicht die leisesten Klagen über ausgestandenen Frost laut werden läßt, macht das Mailüfterl frieren! Dieser so wohl bezeugte Berg vermag der späteren Entwickelung der Hauserlegende nicht Stand zu halten. Der Kerker wurde später in die Eingeweide der Erde verlegt, die Holzstöße verschwinden, die Fenster rutschen in die Höhe; wie konnte er aber aus diesem Kerker direkt ins Freie gelangen? Der Berg war ja gar kein Berg, sondern eine Treppe! In der Biographie II heißt es daher: „es gieng einen kleinen Berg hinauf, vielleicht war's eine Treppe."!!

Ein Beispiel vom Zurückdatiren: Kaspar, der durch Daumers homöopathische Exerzitien auf seine „Empfindlichkeit" aufmerksam geworden war, schreibt in der vorliegenden Biographie I: „wie ich wach geworden bin [nämlich nach der ersten, auf dem Rücken seines Kerkermeisters verschlafenen Nacht] da war ich auf der Erden gelegen, und da hat es schröcklich gerochen und hat mir alles so weh gethan." Der Erdgeruch belästigt ihn derart, daß er niemals lange liegen bleiben kann. Von diesen kleinen Leiden kommt bei Binder nicht eine schwache Andeutung vor. Wir wissen auch aus dem amtlichen Befunde des beweglichen Eigenthums, mit dem Hauser nach Nürnberg kam, daß derselbe an „starken Tabak" gewöhnt war. Sapienti sat.

Die Selbstbiographie I ist in der Hauptsache eine selbstständige Arbeit Hausers; man sieht dies an gewissen groben Fehlern, die bei unmittelbarer Einwirkung seines Lehrers vermieden worden wären. Aber einen Fragebogen hatte er neben sich, dessen Fragen er zuweilen negativ beantwortet,[18]) z. B.: „wie lange ich gespielt habe, dieses kann ich nicht beschreiben, weil ich nicht wußte, was eine Stunde, oder ein Tag ist, oder eine Woche". „Dieses kan ich aber nicht sagen, obe der Berg lange dauert hat oder Kurz ꝛc.". Auch vor Anachronismen scheint man ihn gewarnt zu haben. Wie er diese Warnung befolgte, zeigt folgende Stelle: „Den Hieldel" (Gefängnißwärter in Nürnberg) „kann ich auch nicht anders nennen, als den Man, weil ich noch nicht wußte, wie ich sagen soll zum Gefängnißwerter, weil ich nicht sprechen kan." Das ist doch gewiß stylgerecht!

Wenn man die Biographien II und III miteinander vergleicht, so sieht man mit erschreckender Deutlichkeit, wie Hauser unter Daumers Leitung

---

zusammengestellt und gegenüber stehen, in einer andern Zeile, die arabischen Ziffern, von 1 bis 0, ebenfalls in vollkommener Ordnung") war in den Akten verschwunden, war nicht geistiges Eigentum des Stadtklatsches geworden. Sonst hätte der Kerkermeister ihn in der Selbstbiographie nicht bloß das Lesen, Schreiben und Beten, sondern unfehlbar auch das Rechnen gelehrt. Sapienti sat, wahrhaftig! L.

[18]) Scharf und richtig gesehen — ich gratuliere. L.

Schritt für Schritt zur Kunst der Interpolation erzogen wurde! Die vorliegende Publikation des Herrn Prof. Dr. von der Linde ist daher eine höchst werthvolle Urkunde zur Geschichte der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der Hauser-Legende. Sehr wünschenswerth erscheint mir auch die Aufsuchung und Veröffentlichung aller fehlenden Zwischenglieder.

S. 13—26 folgen werthvolle Erläuterungen der Biographie, in denen Dr. von der Linde die krassesten Widersprüche der Darstellung hervorhebt. Mit Vergnügen habe ich auf S. 20 ff. einen fast unverkürzten Abdruck meiner vorjährigen Besprechung (Aprilnummer des Korrespondenzblattes) bemerkt. Einen Einwand des Herrn Verfassers werde ich vielleicht bei einer anderen Gelegenheit erörtern.

S. 27—49 endlich schildert der Verfasser den „geistlich-sittlichen Verwilderungsprozeß" Daumers. Ein an der Hand der Quellen entworfenes Kulturbild, dessen Lektüre uns die Haut schauern macht. Kein Wunder, daß des Verfassers Diktion zuweilen klingt, wie das Sausen von Kolbenschlägen: sein Zorn entspringt den edelsten Motiven, die auch der ehrliche Gegner achten sollte!

Die „ehrlichen Gegner" sind mir eine unbekannte Größe. Vielmehr habe ich einen bekannten Ausspruch Goethes nur zu reichlich bestätigt gefunden. Die „ehrlichen Gegner" treiben es wie Coppenraths Anwalt vor dem Schöffengericht in Regensburg:

Adelmann. Noch eine Frage! Herr Präsident (Schmauß)! Sie kennen doch das Denkmal, das im Ansbacher Hofgarten sich befindet mit der Inschrift: Hic occultus ab occulto occisus est.
Schmauß: Hic occultus occulto occisus est, heißt es. In Ansbach hat die geistige Epidemie nicht geherrscht, die mystische Auffassung von Nürnberg ist niemals nach Ansbach eingedrungen. Die Aufschrift heißt also occulto, nicht ab occulto (auf eine geheimnißvolle Weise, und nicht: von einem geheimnißvollen Manne).

Adelmann. Lassen wir dieses Disputiren! . . . .

Köstlich! Wenn das neue Hauserlatein verstanden wird, sollen „wir" das leidige Disputiren bleiben lassen.

50.

Ein bekannter Vertreter moderner Gläubigkeit, Professor A. Tholuck in Halle, hat (in seinen Vermischten Schriften, in dem Aufsatz: Die Wunder der kath. Kirche S. 83) die Frage aufgeworfen, ob bei dem Erlöser vielleicht neben der physischen Einwirkung auch materielle Ausströmungen der Heilkräfte stattfanden. Herr von Tucher, der Vormund des vielberühmten Kaspar Hauser, fühlte sich dadurch veranlaßt, Tholuck mitzutheilen,

welche magnetische Kräfte er an dem Nürnberger Findling beobachtet habe, um horribile dictu aus der magnetischen Wirksamkeit des Nervengeistes, Fluidums oder Aethers bei dem noch unschuldigen Kaspar Hauser auf die viel kräftigere Wirksamkeit der magnetischen Heilkraft bei dem vollkommen sündlosen Erlöser zu schließen![19] Der Mann der apologetischen Schnurrpfeifereien war der frommen Ansicht, daß „Erfahrungen, wie die bei Kaspar vorliegenden, immer mit dazu dienen, wenigstens vor dem seichten Absprechen a priori zu wahren" — und veröffentlichte in seinem Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft (?) überhaupt (Jahrgang 1840, Spalte 318—20) das Nürnberger Schamanenstückchen. Ich hatte es bis jetzt übersehen und beeile mich, es aus dem Meer der theologischen Makulatur ans Land zu ziehen.

In meinen vermischten Schriften, so berichtet Tholuck, glaubte ich nicht umhinzukönnen, auch diejenigen neutestamentlichen Wunder einer Erwägung zu würdigen, (!) welche an das Magische zu streifen scheinen (Luk. 8, 46 ff., Apg. 5, 15. 19, 11. 12), wiewohl bibelgläubige Ausleger [wahrlich mit Recht! L.] öfter Bedenken tragen, dieses zu thun, wie z. B. auch Dr. Neander [unehrlich genug! L.] im Leben Jesu jene Stellen — übergangen hat . . . Durch diese Stelle hat sich nun der Vormund des unglücklichen Kaspar Hauser, Herr Kreisrath von Tucher bewogen gefunden, mir eine briefliche Mittheilung über seine über ein solches (materielles) Ausströmen gemachten Erfahrungen mitzutheilen, von der ich glaube, daß sie für die Leser nicht ohne Interesse sein wird.

„Vom Anfange seines Erscheinens in Nürnberg an beobachtete ich (v. T.) ihn und stellte mit gewissenhafter, unbestechlicher Sorgfalt in Gemeinschaft der beiden Professoren Daumer und Hermann die genauesten Untersuchungen über Hausers wunderbares Wesen an. Bei Hauser trat vornehmlich die Sensibilität außerordentlich stark hervor, eine Folge der unterdrückten Entwickelung der ganzen übrigen Organisation. Er war in hohem Grade magnetisch. Die Metalle und Glas wirkten auf ihn, wie man es bei Personen in magnetischem Zustande beobachtet hat, er war z. B. im Stande, unter einem Bogen Papier, ohne dieses selbst zu berühren und ohne zu wissen, was darunter liege, Gold, Silber, Eisen und Glas genau zu unterscheiden. Ebenso wirkten auch alle Menschen: gesunde kräftige Männer am stärksten, Frauen wenig [es müßten denn Kunstreiterinnen oder Wiener Ehebrecherinnen sein! L.], Greise und Kinder gar nicht. Er bezeichnete die Wirksamkeit der gegen ihn unwillkürlich ausgestreckten Hand als ein Anblasen oder ein Anwehen. Die ohne sein Wissen [wer lacht da? L.] und hinter seinem Rücken ausgestreckte Hand Daumers, mit dem in Folge des fortwährenden Umgangs der Rapport, wenn man es so nennen kann, am heftigsten war, fühlte er in der Entfernung von 250 (!) Schritten. Die Wirksamkeit des Menschen auf ihn war sehr verschieden, angenehm und unangenehm, bei debauchirten, (ohne daß er von deren Lebens-

---

[19]) A. Hausrath, D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit. I. S. 321.

weise etwas wußte) widrig und abstoßend.[20]) Jeder Mensch habe, sagt er [früher also als der famose Professor Jäger], seinen eigenen Geruch, jedoch sei das nicht so ein Geruch, wie man ihn durch die Nase empfange, sondern ganz anders, er wisse aber kein Wort dafür. [Wir wollen es Kasparitis nennen.][21]) Sehr merkwürdig ist, daß während er sich bei gesunden kräftigen Menschen passiv receptiv verhielt, das umgekehrte statt hatte bei niedriger stehenden Organisationen. Gegen einen thierischen Leichnam fühlte er aus seinem ausgestreckten Arme ein Ausströmen, das sich bis in die Schulter erstreckte, und dieses Ausströmen war intermittirend gegen einen andern halbverwesten thierischen Körper. Wie er sich gegen lebende Thiere verhielt, weiß ich nicht mehr genau. [Wir desto besser: sein Ungeziefer warf er aus Sanftmuth lebendig aus dem Fenster, seine edlen Reitpferde aber mißhandelte er. L.] Hier tritt nun mehr die Wirksamkeit des Nervengeistes — Fluidums oder Aethers, welches bei allen andern Menschen, deren Sensibilitätssystem durch die andern Systeme in Gleichgewicht gehalten und gewissermaßen centralisirt ist, d. h. nicht abgesondert und selbstständig für sich bestehen, deßhalb auch nicht zum Bewußtsein kommen

[20]) Wo bliebe da Pascha Binder und sein Harem? fragte ich in dem Artikel. Auf eins der verschenkten Exemplare des vorigen Heftes schrieb mir nämlich jemand aus Bayern: „Da haben Sie wieder ein Wespennest zerstört und gründlich, doch einige verscheuchte Wespen werden noch einige Zeit summen. Wie würde sich mein teurer Vater (damals höherer Beamter), der immer an C. H. zweifelte und ihn persönlich kannte, über Ihr durchschlagendes Werk gefreut haben! Ich kannte noch Bürgermeister Binder. Er war eine Art Pascha, der sich einen Harem hielt. Amara George (oben Seite 1) ist eines seiner Kinder von einer Schauspielerin, die deren 6 oder 8 von ihm hatte. Seine eigene gutmütige Frau hatte keine Kinder und nahm sogar später einen seiner Söhne (nicht von der Mutter der A. G.) ins Haus und erzog ihn mit vieler Liebe. Binder hatte das Ende aller Lebemänner, er war lange vor seinem Tode körperlich und geistig bankerott.“ Auf meine Einwendung, daß die A. G. in den römischen Konvertitenbildern schlankweg „Binder“ genannt wird, erhielt ich die nähere Auskunft: „In einer kurzen Biographie heißt es: Mathilde Lang, verehelichte Kaufmann, pseudonym Amara George, Tochter des Bürgermeisters Binder in Nürnberg. Den Namen Binder hat sie also nicht getragen.“ Ich teile den Familienroman nicht wegen Kaspars „Geruch“ mit, sondern weil mir dadurch begreiflicher wird, wie es zuging, daß die arme Frau Binder sich so mütterlich in den K. H. verliebt hatte.

[21]) Wir wollen es Kasparitis nennen. Eine Dame, welche (nach Kolb und Genossen) die Marotte haben soll, mit dem berühmten K. H. verwandt zu sein, litt ebenfalls an Kasparitis, noch mehr aber ihre Mutter. Besonders empfindlich waren auch diese Damen für den Geruch „von kräftigen Männern“. (Aus einem Schreiben von Tuchers an den Kaspar-Martens, bei mir II. S. 301, 1875.) Wer ist hier nun „cynisch“, die Dame oder der objektive Referent?

kann, auf recht entschiedene Weise hervor und noch entschiedener, als man es bei Personen im magnetischen Zustande — beobachtet hat.

Bei Christus nun, dessen Organisation man sich nur in der höchsten Vollkommenheit denken kann, mußten alle Lebensthätigkeiten in gleicher kräftiger Wirksamkeit sein, nicht aber, wie bei uns kranken und von Geburt aus kranken und durch Sünden aller Art befleckten Menschen, neutralisirt. Das in seiner Organisation niedriger stehende und noch dazu kranke Weib mußte deshalb bei Christus selbst ohne sein Wissen (wenn sich überhaupt annehmen läßt, daß er nichts davon gewußt habe) wenigstens unwillkürlich die aktive Wirksamkeit rege machen. Dadurch wurde das Weib gesund."

Zum Schluß erinnert der gläubige Kaspar-Forscher „an Erfahrungen, die damit im Zusammenhange stehen, er erwähnt nur das geschlechtliche Verhältniß (!) und die angenehme oder widrige Wirksamkeit anderer Menschen auf uns ganz unabhängig von irgend einer Gesinnung oder irgend einem Urtheil. Hier zeigt sich offenbar nur die Wirksamkeit des Nervengeistes als dynamische Potenz" — — —

Eine erneuerte Kritik dieser dynamischen Potenz des Hauserschwindels, nachdem ich die gräßliche Verlogenheit dieser ganzen Gesellschaft entlarvt habe, wäre völlig überflüssig. Sogar den Lesern des „Wiesbadener Anzeigeblattes" genügt wohl die (in den Nummern 70 und 71 abgedruckte) vortreffliche, lichtvolle und ergänzende Schilderung meiner neuesten Resultate durch Herrn Gustav Adalbert Seyler in Berlin. Die „Hauserlegende" hat gezeigt, was sich mit einem vom Byzantinismus organisch durchseuchten Beamtenthum machen läßt. Dafür habe ich neulich von drei Königlich Bayerischen Staatsministerien (des Innern, des Aeußern und der Justiz) eine amtliche Kriegserklärung erhalten!

Ob nicht am Ende infolge meines gottlosen Buches der friedlichen Kurstadt Wiesbaden noch eine Belagerung bevorsteht? Es wäre doch Schade um das neue Rathaus.

Am Gründonnerstag 1888.

Mit der dreifachen Kriegserklärung (Expeditionsnummer sogar 3333) ist es blutiger Ernst; ich bin nur froh, daß der gewaltige von Wrede tot ist.[22])

Ich hatte zwar im Frühling 1886 an Ort und Stelle urkundlichen Hauserstudien obgelegen, es erwachte aber allmählig der Wunsch in mir, alle Akten, auch die bereits von Herrn Dr. Julius Meyer veröffentlichten blattweise zu lesen, welches zeitraubende Geschäft sich

---

[22]) „Der alte König Ludwig von Bayern verlangte seinerseits für Majestätsbeleidigungen die Abbitte vor seinem Bilde", — so lese ich während der Korrektur in den Preußischen Jahrbüchern vom Mai S. 520. Ich will mir die Sache mal überlegen!

natürlich nur in meinem Amtszimmer würde ausführen lassen. Dem Kühnen ist das Glück hold, sagt ein Sprichwort, und so richtete ich an den Justizminister von Fäustle in München die Bitte um Uebersendung aller Akten nach Wiesbaden. Den 6. September 1886, für mein Buch schon zu spät, erhielt ich die Antwort: „Auf die Eingabe vom 6. Mai ds. Js. wird Euer Hochwohlgeboren eröffnet, daß Ihr Gesuch um Uebersendung der den Kaspar Hauser betreffenden Akten gewürdigt werden wird, sobald die eingeleiteten Erhebungen über deren gegenwärtigen Verbleib (!) beendet sein werden.“ In einem zweiten Ministerialschreiben vom 30. Oktober 1886 wurden „die Akten der K. Kreis- und Stadtgerichte Ansbach und Nürnberg und der diesen Akten adhibirten Akten des Stadtmagistrates Nürnberg, desgleichen die Akten des K. Appellationsgerichts für den Rezatkreis und des Präsidiums dieses Gerichtshofes“ in Aussicht gestellt. „Da jedoch in Bayern amtliche Akten an Privatpersonen nicht ausgehändigt zu werden pflegen, wird Ihnen anheimgegeben zu erwirken, daß sich eine Kgl. preußische Behörde in Wiesbaden — zu deren Uebernahme bereit erklärt. Nach Eintreffen einer solchen Erklärung werden von dem unterfertigten K. Staatsministerium (der Justiz) die nötigen Anordnungen bezüglich der Uebersendung der Akten getroffen werden.“ Infolge meiner geistigen Ueberanstrengung litt (und leide) ich so furchtbar an Schlaflosigkeit, daß ich vom Juni bis Ende November 1887 beurlaubt wurde und die Akten ruhen ließ. In diesem Jahre aber entschloß ich mich zu der ruhigen Lektüre. Die Akten enthalten noch allerlei Stoffe zu anthropologischen Studien. So hatte mir z. B. im Jahre 1886 zu Ansbach das Verhör einer Straßenmusikbande, einer Anzahl von Kneipwirten und -gästen, — weil besagte Künstler in einer Nacht (gruselig!) in einem einsamen Gehöft (brrr!) stöhnen gehört hatten wollen haben sollen (so ungefähr lautete der Zahnschmerz der Kuhmagd), — ganz ohne Musik ein heiteres Stündchen verschafft, das ich in diesen traurigen Zeitläuften gegen manche „thränenerstickte Stimme“ hätte patriotisch verwenden können. Folglich erbat ich mir von der Königlichen Regierung die ausbedungene amtliche Rückendeckung für den b. Justizminister und erhielt umgehend die gütige Antwort: „Ew. Hochwohl-

geboren lassen wir anbei, auf den Bericht vom 7. Februar cr., die in demselben beantragte Erklärung zugehen und remittiren das uns vorgelegte Schreiben des Königlich Bayerischen Staatsministeriums der Justiz vom 30. Oktober 1886." — — —

Ich schickte mein schönes Dokument nach München, und schon am 1. März 1888 langten zwar nicht die Hauser-Akten, aber „vom Königlich Bayerischen Staatsministerium der Justiz" doch die „Kriegserklärung" an. Die „Portopflichtige Dienstsache" an „den Königlich Preußischen Bibliothekar" lautet wie folgt:

„Auf die Eingabe vom 13. v. M. wird Ihnen im Einvernehmen mit dem K. Staatsministerium des K. Hauses und des Aeußern und mit dem K. Staatsministerium des Innern eröffnet, daß die durch Entschließung vom 30. Oktober 1886 erteilte Ermächtigung, die auf Kaspar Hauser bezüglichen Akten der bayerischen Gerichte und Verwaltungsbehörden einzusehen,[23]) im Hinblicke auf die in Ihrem Werke „K. H. Eine neugeschichtliche Legende" enthaltenen gehässigen Angriffe auf das allerhöchste K. Haus und die K. bayerische Staatsregierung hiermit zurückgenommen werde. Frh. von Leonrod."

Im Hinblicke auf meinen Feldzug wider den Hauserschwindel kann es mich zunächst nur freuen, daß laut dieser offiziellen Quittung alle meine Hiebe sitzen. Wenn nur nicht diese Welt so über allen Begriff erbärmlich wäre! Denn zu den vielen bitteren Feindschaften, die ich durch die Handhabung von Deutschlands Ansprüchen auf mich hingelenkt habe, gesellt sich auch noch der Haß wegen der Aufräumung mit dem Unfug „Kaspar Hauser". Von lauter deutschen Angelegenheiten, denen ich alles geopfert habe, was mir an geistiger Kraft, an Gemütsruhe und stofflichen Mitteln zur Verfügung stand, eigentlich **nur** der Prügelknabe zu sein, das reibt mich schließlich auf. Meine Selbstverleugnung im Interesse einer hehren Sache geht weit, aber ein indischer Fakir, der sich anspeien läßt und ohne eine

[23]) Einzusehen? Man sieht, der Jurist steht nicht mehr allein, es ist diesmal wirklich auch ein Diplomat im Spiele gewesen! Wie ich nun aber clausulae Bajovaricae nachkommen soll, Akten, die ich schon gelesen habe, im Hinblicke auf meine Ketzereien nicht einmal einzusehen, — nun, das wird der gute alte Priem dem „Pegnesischen Blumenorden" schon begreiflich machen.

Miene zu verziehen sich den Speichel abwischt, bin ich nicht. Es empört mich, daß man mich zuletzt überall schutzlos stehen läßt, als ob es sich um meine Privatangelegenheiten handelte. Der nichtswürdige Satz des „Correspondenten von und für" — aus dem Dialekt der Niederträchtigkeit in die Sprache der Ehrlichkeit übersetzt — heißt: „Baden hat Dr. v. d. L. bestochen und bezahlt, um den Kaspar-Hauser-Mythus totzuschlagen!" An mich persönlich reichen nun freilich derartige Infamien nicht heran, in diesem Falle aber sind sie nicht bloß Futter für die bayrische Hydra, sondern willkommenes Material für meine Denunzianten in Berlin, das mich unter der fast übermenschlichen Last meines Leidens einfach zu Grunde gehen läßt. Man sage also laut, das ist mein Recht, wie es um meine „Bestechung durch Baden" steht!

Porträtstudien zur Warnung.

Im Texte der Anzeigen ist häufig von den in meinem Buche nachgebildeten Handschriften und Porträts — 1. K. H., Original mit Unterschrift; 2. Prinz Kaspar; 3. Der mythische Findling — die Rede. Meine Rechnungen (Lichtdrucke von H. S. Hermann, Beuthstraße 8 in Berlin, vom 25. Mai; Phototypie des Zettels in Ansbach von Edm. Gaillard, Lindenstraße in Berlin, vom 27. Mai und 2. Juli 1886) auf circa 300 Mark liegen vor mir, hinzu kommen aber 1200 Mark infolge der Anmerkung K. H. I. S. 20. Den 14. März 1887 bot mir die Buch- und Antiquariats-Handlung von Jacob Levy dahier zum Kauf an:

		Mark
1	Autograph Carl Ludwigs*) von Baden	3,—.
1	„ Kaspar Hausers (garantirt)	15,—.
1	Fac Simile des Briefes an den Rittmeister	6,—.
1	„ „ „ Zettels, der an dem Orte seines Todes gefunden	2,—.
3	Porträts C. H. à 1,50	4,50.
		Mark 30,50.

*) Ein Brief des Erbgroßherzogs Carl, des angeblichen Vaters Kaspar Hausers, an Freiherrn v. Gayling; er stammt aus der Sammlung des Freiherrn v. Reden und lautet wie folgt:

„Euer Hochwohlgebohren

habe die Ehre gehorsamst für den durch Hofmarschall von Edelsheim mir zugestellten Caviar zu danken. Es ist der erste welchen ich dieses jahr sehe und bin in dieser Hinsicht doppelt für dero attention verbindlich. Mit vollkommenster Hochachtung verharrend

Euer Hochwohlgebohren ganz ergebenster

Carlsruhe, den 5. Jenner 1811. Carl, Erbgroßherzog."

Hausers Autograph und das seines angeblichen Vaters kaufte ich, zu den übrigen Artikeln zu Mark 12,50 bemerkte ich, daß dieselben, mit einem erklärenden Texte von 50 Bogen in Ch. Limbarths Verlag für Mark 11,25 netto zu haben seien! Mein verwunderter Jude, der mein Werk noch gar nicht kannte, behauptete aber sofort: „Herr Professor, da muß ein Irrtum vorliegen, die Sachen sind sämtlich garantiert." Ich war natürlich gespannt auf diese Bürgschaft, bekam sie auch ohne Widerrede vorgezeigt, und stelle diese interessanten Urkunden wörtlich hierher (in der oben angegebenen Reihenfolge der Bilder).

Ad 1m. „6 (durchstrichen, dann 5, darüber in blauer Farbe 4) Bilder Kaspar Hausers mit Facsimile desselben.

So viel mir bekannt, ist dieses Bild nach einem in Nürnberg befindlichen Oel-Porträt [„bekanntlich" Pastell] hergestellt und befindet sich die Original-Platte (!) im Besitze der Photographenwittwe Schubert in Nürnberg."

Ad 2m. „6 (durchstrichen, daneben 3, darüber blau 4) Bilder Kaspar Hausers. (Prinz Kaspar.)

Nach dem Stahlstich, der dem Feuerbach'schen „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen" beigelegt war und von welchem Feuerbach auf S. 139 seines Buches sagt: „Dies Bildniß ist sprechend ähnlich." Der Feuerbach'sche Stahlstich ist nach einem Gemälde Kreul's gemacht. Die Stahlplatte befindet sich heute noch im Besitz des historischen Vereins von Mittelfranken."

Ad 3m. „6 (durchstrichen, daneben 4) Bilder, den Kaspar Hauser vorstellend, wie er in Nürnberg am 26. Mai 1828 angetroffen (!) wurde, den Brief an den Rittmeister v. Wessenig in der Hand haltend. Diese Abbildung ist ursprünglich beigegeben gewesen folgender gänzlich vergriffener Broschüre: „Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Kaspar Hauser in Nürnberg. Mit der naturgetreuen Abbildung desselben auf Stein gezeichnet von Fr. Hanfstengel, Zeichnungslehrer in München. Kempten bei Dannheimer. 1830."

Ad 4m. „Facsimile des Briefes, den Kaspar Hauser bei sich trug, als er am 26. Mai 1828 in Nürnberg ankam.

Caviar, Jenner 1811, Kaspar „Aperil" 1812, mit Heigel, Pierson und Priem kam mir die Geschichte so höchst bedenklich vor, daß ich drei versteinerte Caviarkörner aus dem Siegellack an Virchow, den Brief selbst aber an den weltberühmten Geheimrat Koch schickte. Beide Tiefblicker fanden aber weder den pfälzischen Dialekt, noch einen Hauserbacillus. Mag wohl am Mikroskop gelegen haben.

Das Facsimile hat der Stadtmagistrat Nürnberg im Juli 1828 nach dem Original anfertigen lassen und seiner Bekanntmachung vom 7. Juli 1828 beigelegt, die aber von der Regierung saisirt wurde. Dieses Facsimile ist noch nirgends (!) publicirt (cf. meine Authentische Mittheilungen vom Jahre 1872 S. 55 Anm.; 73 u. 88)."

Indem der geriebene Geschäftsmann meine erschrockenen Züge triumfierend studierte, schlug ich in meinem gutgeordneten Hauser-Archiv nach, und las ihm aus einem Brief vom 14. März 1886 vor:

„Vor einigen Tagen erhielt ich von Berlin aus die gewünschten [4 × 10] Abdrücke der Hauser-Bilder, sowie des Wessenig-Briefes zugeschickt, wofür ich Ihnen meinen besten Dank sage. Ich händigte sogleich je ein Exemplar meinem Freunde S. ein, der sehr erfreut darüber war."

Jetzt kam Jacob Levi an die Reihe, ein verdutztes Gesicht zu machen. Und als ich ihn weiter fragte: „Kennst Du diese Schrift, mein Sohn?" — da lachte er aus vollem Halse.

Wir wollen nun die Urkunden herstellen, wie sie, im Falle einer Schenkung, hätten lauten sollen:

1—3. Bilder aus A. v. d. Linde's neugeschichtliche Legende Kaspar Hauser (Wiesbaden 1887), vgl. dort I. S. 189; II. S. 59 u. 323.

4. Brief aus demselben Werke, I. S. 16.

Die Mordzettel, Abzüge auf Seidenpapier, gehörten ebenso meinem Buche (I. S. 332/33) an. Ob der Titel dieser Schrift noch immer passend heißen kann?

Am Ende werde ich doch noch Optimist!

Ein französischer Kaspar Hauser.

Das hiesige Tagblatt vom 21. Februar 1888 brachte folgendes Geschichtchen:

Ein neuer Kaspar Hauser — unter dieser sensationellen Ueberschrift bringen die „Münchener Neuesten Nachrichten" folgende Mittheilungen: Von geachteter Seite wird uns ein aus Pola datirter Brief zur Verfügung gestellt, welcher von einer außerordentlich geheimnißvollen und interessanten Affaire erzählt. Die Schreiberin des Briefes ist eine in Pola als Kindergärtnerin lebende Dame; sie erzählt wie folgt: „Ende Oktober v. J. fand man eines Morgens ganz nahe bei der Stadt einen jungen Menschen bewußtlos liegen, der nur mit einem Hemd und einem Glacéhandschuhe bekleidet war, neben demselben lag ein Brief. Nachdem der junge Mann zu sich gekommen war, erzählte er, er sei Nachts um 12 Uhr mit seinem Onkel auf der Eisenbahn hier angekommen. Beide seien zu Fuß von der Bahn weggegangen, bis Willy, so heißt der junge Mann, bat, er sei so müde, er wolle sich setzen — im nächsten Momente schlief er ein. Später erzählte er, er sei seit seiner Geburt von dem Onkel eingesperrt gehalten worden, weiß nicht, wo er gelebt hat, nur so viel, daß er seit Sonntag Abend auf der Reise war — Freitag Morgen wurde er gefunden. Er kam über Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Wien, Graz, Agram nach Pola, weiß auch nicht, wie der Onkel heißt. — In dem Briefe stand, dies Kind sei gleich nach der Geburt „dem Schreiber dieses", der Diener eines Grafen sei, übergeben worden mit dem Bedeuten, es müßte verschwinden. Er habe Willy, der noch nicht getauft sei, 21 Jahre versteckt gehalten, nun könne er aber sein Jammern nach Freiheit nicht länger anhören, er bringe ihn nach der Stadt, wo seine Mutter früher gelebt habe und noch lebe. Dieselbe sei Schauspielerin. Er nehme ihm sogar die Kleider weg, damit diese nicht auf die Spur führen könnten, wo Willy früher gelebt habe &c. &c. Nach Willys Aussage war es ihm immer gut gegangen, er bekam gut zu essen, hatte feine Kleider, trank feine Weine — nun war er hier im Civilspital untergebracht und verlangte in seiner Noth nach einem Geistlichen. Der hiesige Pastor besuchte ihn und empfahl ihn den nächsten Sonntag der Gemeinde. Willy spricht ganz reines Deutsch, drückt sich gut aus, kann lesen, schreiben, rechnen &c., ist sehr bescheiden, linkisch in seinem Benehmen. Nun erzählt er, der Onkel habe einige Male vergessen, geschriebene Briefe gleich fortzutragen; er habe die Adressen gelesen und sich

gemerkt, das war D. P. in München und drei Adressen in Augsburg. Augenblicklich ist Willy in Gallnenkirchen, aber dort kann er nicht bleiben. Er möchte gern anfangen zu lernen, um sich eine Stellung zu erringen." Soweit der Brief. Erinnern wir uns recht, so durchlief die Kunde von diesem neuen Kaspar Hauser im vorigen Herbst schon die Presse, namentlich die österreichische, ohne daß damals Aufklärung erfolgt wäre. Vielleicht gelingt es jetzt, von den Angehörigen des armen Findlings etwas zu erfahren.

Der „arme Findling" war sofort wieder fertig! Die Simulation liegt faust-dick oben auf, allein bevor ich annehme, irgend ein Strolch habe in 1887 in irgend einer Kneipe ein Referat meines Buches in irgend einem Käseblatt gelesen, will ich zunächst lieber nicht über das Tintenfaß eines Zeitungmachers hinausgehen.

Auffallende Analogien mit unserem Thema bietet dagegen die Geschichte eines französischen Kaspar Hauser, des (wirklich taubstummen) Simulanten Peter Pinchon aus Lüttich. Als neunjähriger Bettler, von seinem 14jährigen Bruder Alexander begleitet, bekleidet mit einer alten Blouse (vêtu d'une mauvaise roulière), erschien er im Sommer des Jahres 1773 in den pikardischen Kirchspielen Méharicourt, Attencourt und Orvilliers, wurde dort bei dem Tagelöhner Choisi zurückgelassen, von dem Kränier Mansard bis zu dem Ort Cuvilly (an der Landstraße von Péronne nach Paris) weitergeführt. Hier erregte Peter — es war am ersten August 1773 — erst das Mitleid des Steuereinnehmers Le Roux, sodann das der Frau Hérault von Séchelles, deren Schloß in der Nähe lag. Durch Vermittlung dieser Dame wurde der unbekannte Taubstumme am zweiten September in der Anstalt Bicêtre bei Paris aufgenommen.*) Dort blieb er, bis man ihn, infolge einer Krankheit, den 23. Januar 1775 in das allgemeine Spital zu Paris hinüberführte. Eine geistliche Krankenpflegerin empfahl den armen Jungen, der offenbar vornehmeren Standes sei (!), dem großen Menschenfreunde Charles Michel (abbé) de l'Epée (1712—89), dem berühmten Begründer der ersten Taubstummenanstalt in Paris. Nicht fruchtlos! Im Februar 1776 machte (der anonyme) Peter seinem neuen Schutzengel durch Zeichen begreiflich: er sei einer wohl-

*) Diese Thatsachen sind am 9. Oktober 1780 durch dreißig Zeugen, worunter der Vater der beiden Bettler, der Grubenarbeiter Matthias Pinchon aus Lüttich selbst, erwiesen worden.

habenden Familie entsprossen, sein Vater sei tot (!), seine immer reich gekleidete Mutter und drei Schwestern (!) lebten noch und wohnten in einem ansehnlichen Hause; er selbst sei von der Dienerschaft immer, besonders im Winter, sorgfältig gehütet worden, an einem Tage aber habe man ihn zu einem Herrn auf ein Pferd gesetzt, das Gesicht verhüllt, und nach einer weiten Reise habe ihn der Reiter seinem Schicksal überlassen. Wieviel von diesem durch Gebärdesprache vermittelten Zigeunerroman geistiges Eigentum des Herrn de l'Epée war, wieviel seine humane Teilnahme bona fide in den neuen Zögling hineingefragt habe, läßt sich ebensowenig entscheiden, wie in dem Roman, den Binder dem „sprachlosen" Kaspar Hauser entlockt haben wollte. Genug, der schwarze Mann und sein Opfer waren da, und auch de l'Epée ließ sich mit der Gottlosigkeit des Zweifels durchaus nicht ein (il avoit des indices donnés par le sourd et muet!). Er brachte seinen neuen Fang sofort in Sicherheit (craignant qu'on n'exécutât quelque mauvais dessein contre lui!), und die neue Pflegerin taufte den ausgesetzten Prinzen Joseph.

Schon am 1. März 1776 ließ Binder, ich will sagen de l'Epée, einen gedruckten Roman *(Note intéressante)* von Stapel, der für Peter genau dieselben Folgen hatte, wie Binders Proklamation für Kaspar. Die ganze Gendarmerie wurde in Bewegung gesetzt und falsche Anzeigen ließen selbstverständlich nicht auf sich warten. Zunächst erkannte eine Dienstmagd aus Lothringen den Burschen ganz genau wieder als Louis de Duc, und zwar so sicher, daß de l'E. während der Untersuchung dieser Anzeige den neugebackenen „Joseph" Louis le Duc benamsen ließ. Und das nicht von Rechts wegen. Denn der taubstumme Herzog Ludwig (geb. am 11. Februar 1764) war erst am 23. März 1774 zur Pflege nach Paris geschickt worden und bereits am 19. Januar 1775, also kurz vor Peters Weggang von dort, in Bicètre gestorben. Ein den strengsten Anforderungen genügendes Alibi? Das kommt eben darauf an: wenn es sich um die Identität von ausgesetzten Prinzen oder Grafen handelt, genügt es noch lange nicht, daß sie tot sind. Für diesmal zwar ergab sich das Opfer des schlauen Peter in sein Schicksal. „Louis le Duc étoit donc dans le tombeau, M. l'abbé de l'Épée étoit en pos-

session du jeune Joseph, sans avoir plus de connoissance de son pays, de sa famille et de son nom.“ Da erhält er aber, am 5. Juni, aus Versailles einen Brief von der Gräfin von Albersdorf, ich will sagen von der Frau von Hauteserre, und — der Erbgroßherzog, ich will sagen der Graf war gefunden! Die Hauteserre hatte mit ihren zwei Töchtern, ihrem Sohn und ihrem Dienstmädchen beim Kaffeetopf sich eine Geschichte zusammengeklatscht, die sie von einem „prince de Montbarey“ Herrn de l'E. übermitteln ließ und lautet wie folgt: „Frau v. Hauteserre, die jährlich acht Monate in Toulouse zubringt, mietete im Anfang des Jahres 1773 eine Wohnung mit schönem Garten bei der Gräfin v. Solar, Witwe des in Alby verstorbenen Grafen v. Solar. Frau v. Solar hatte eine Tochter von etwa 14 Jahren und einen taubstummen Knaben von 12—13 Jahren, mit blonden Haaren, blauen Augen (u. s. w. Kaspars Haare kennen wir schon). Dieses Kind verließ Toulouse im Anfang des Monats August des Jahres 1773, in Begleitung eines jungen Mannes und unter dem Vorwand (!), zur Herstellung seiner Taubheit die Bäder von Barège gebrauchen zu wollen, man hat es aber nicht wieder gesehen. Die Mutter des Kindes starb Ende 1775, die Schwester ist gegenwärtig in einem Kloster zu Toulouse.“ Es entwickelte sich jetzt eine lebhafte Korrespondenz zwischen de l'Epée und Frau v. H., und das Unglück einer Anzahl unschuldiger Leute war da. Müßte sich doch das Ansehen der Taubstummenlehre gewaltig heben, wenn sie so großartige Entdeckungen ermöglichte. Wir kennen den taubstummen Bettler und wollen uns auch den taubstummen Grafen ansehen. Wilhelm Johann Joseph v. Solar, der einzige Sohn des Grafen de la Fontaine-Solar und der Frau Johanna Pauline Antoinette Clignet, wurde geboren zu Clermont den 1. November 1762, seine Schwester Caroline den 25. November 1764. Wilhelm war taubstumm, Solar ein unvermögender Edelmann. Von 1767 bis 1770 wurde der taubstumme Graf von der Witwe Alain zu Paris verpflegt, sodann lebte er mit der Schwester bei dem Vater auf dem Lande, in der sogenannten Granerie (in den Akten auch Grenayrie geschrieben) bei Alby, im Landhause der befreundeten Familie Granier-Duperron. Herr v. Solar starb in der Granerie den 7. Januar 1772. Seine

Gemahlin befand sich damals in Paris, Frau Granier (Grenier) schrieb ihr im Monat März: „Votre petit est aimable au possible ...; vos petits et aimables enfans, que je regarde comme à moi, me sont infinement chers.“ Die Mutter zog später mit ihren Kindern nach Toulouse, wo der junge Graf vom 2. Dezember 1772 an die Schule des Lehrers Cadours besuchte. Zur Heilung der Taubheit ihres Sohnes empfahl man im Sommer 1773 der Frau v. Solar eine Badekur in Bagnères. Das Bad lag in der Nähe von Charlas, Wohnort des Landwirts Cazeaux. Ein Sohn dieses Mannes, ein junger Rechtsanwalt, war mit Frau von Solar bekannt geworden, seine Mutter gebrauchte jährlich die Bäder, und so entschloß sich die Gräfin, ihren Sohn dem Freunde anzuvertrauen. Am Samstag Nachmittag den vierten September 1773 brachte Gretchen den jungen Grafen zum Gasthof „Die Schärpe“, von wo aus zwei Herren Cazeaux zu Pferde die Reise antreten sollten, der Hausknecht hob ihn auf das Pferd des Juristen, und zwischen vier und fünf Uhr machte die Gesellschaft sich auf den Weg. Ein Diener des alten Cazeaux, Anastasius Le Mole, ging zu Fuß nebenher, und so erreichte man abends gemütlich Seisses. Am nächsten Tage ging es nach Saint-Elix de la Terrasse, wo die Messe gehört und das Mittagmahl eingenommen wurde, sodann über Montoussin, wo die Vesper gehört und der junge Graf in Gegenwart des Geistlichen und der Gemeinde von den Damen geliebkost wurde, nach Montaigut. Des Montags, am 6. September also, erreichte man Charlas, hielt sich für den Rest der Woche bei der Familie Cazeaux auf, und am Samstag, den 11., ging Frau Cazeaux mit ins Bad. Der Arzt zu Bagnères verordnete kalte Sturz- und warme Ohrenbäder, welche letztere Frau Cazeaux selbst bei ihrem taubstummen Schützling angewendet hat. Die Kur hatte aber keinen Erfolg, und Graf Wilhelm kehrte im Winter mit nach Charlas zurück. Im Hause des Landwirts Cazeaux erkrankte er an den Kinderblattern, steckte auch seinen unvorsichtigen Freund, den jungen Cazeaux, an, starb den 28. Januar 1774 und wurde zu Charlas begraben.

So lautet die von mehr als zweihundert Zeugen festgestellte Geschichte: der taubstumme Graf, der erst am 4. September Toulouse

verließ, war nicht der taubstumme Bettler, der schon am 1. August desselben Jahres 1773 sich zweihundert Meilen von Toulouse zu Cuvilly in Pikardien befand und am 2. September in Bicètre aufgenommen worden ist. Ebensowenig war der „Joseph“ von 1776 in Paris das im Januar 1774 zu Charlas gestorbene Kind. Allein die Solarepidemie war einmal entzündet, und sie nahm genau den Verlauf der späteren Hauserepidemie in Nürnberg.

Zunächst tauchten die uns aus „Kaspar Hauser“ schon bekannten Ammen und alten Weiber beiderlei Geschlechts auf, die in „Joseph“ den Grafen von Solar wiedererkannten. Ein ehemaliges Dienstmädchen des Frl. Desgodets, Großmuhme des jungen Solar, brachte diesen Stein ins Rollen: im Sommer 1777 kam sie in de l'Epées Taubstummenschule und sagte: „Voilà le fils de M. le comte de Solar“. Dann folgte die Witwe Alain zu Paris, ferner die alte Zofe eines mütterlichen Verwandten, des Herrn von Austel de la Baronniere, dieser Herr selbst, den 19. September 1777 sogar Clignet, Großvater des jungen Solar! Die verstorbene Frau von Solar bekam nun auch nachträglich ihre Visionen: zwei Weiber wollten gehört haben, daß sie auf ihrem Sterbelager zu der kleinen Caroline sagte: „Du hast einen Bruder, ja, Du hast einen Bruder“. Den 8. November 1777 bewilligte der Herzog von Penthièvre dem Abbé de l'Epée für seinen „Grafen von Solar“ eine Jahresrente von 800 Livres (wer denkt nicht an Lord Stanhope und seinen „ungarischen Magneten“?). Kurz vorher hatte die Königliche Staatsanwaltschaft sich schon mit dem Abbé verständigt, man bestellte dem Grafen Joseph einen Vormund (M. Bonvalet qui a associé sa défense et ses moyens aux raisonnemens et aux réflexions de M. l'abbé de l'Épée), und den 25. November 1777 begann der berüchtigte Proceß wider Cazeaux und Caroline von Solar. Joseph wurde, mit Hülfe eines taubstummen (!) Dolmetschers (Didier oder Deydier), selbst vernommen, und erinnert (nicht bloß durch seinen ungesetzlichen Dolmetscher !) an die lächerliche Kaspar-Kommission in Nürnberg nach dem greulichen Abortattentat bei Daumer.

Der unschuldige Cazeaux wurde den 10. März 1778 am hellen Tage zu Toulouse verhaftet, in Ketten gelegt, allen Roheiten des aufgeregten Volkes ausgesetzt, und mußte diese Tortur 17 Tage lang

und 160 Meilen weit in einem offenen Wagen bis Paris erdulden. Ein Jahr schmachtete er im Kerker. Durch ein Urteil vom 20. April 1779 wurde befohlen, den *quidam* (gemeint ist Alexander Pinchon), der sich 1773 bei der Familie Le Roux zu Cuvilly nach seinem Bruder (unserem „Joseph"!) erkundigt hatte, zu verhaften, mit Joseph aber eine Rundreise nach Toulouse, Bagnères (Route wie oben S. 113), Alby u. s. w. zu machen. Den 19. August verließ die Commission (Gerichtsrat Olivier, sein Stellvertreter, der taubstumme falsche Graf, sein taubstummer Dolmetsch und Chevreau, der Hausmeister der Taubstummenanstalt) Paris, den 23. folgte Cazeau mit einem Gerichtsdiener, und Caroline v. Solar mit Frau Moreau de Vormes. Am 6. September, morgens 6 Uhr, war der von einer unabsehbaren Menge angestaunte Einzug. Die Komödie verlief wie Kaspar Hausers Rundreisen in Ungarn, nach Gotha u. s. w. Lehrer, Schulfreunde, Schneider des Grafen Solar, und wer sonst noch, kannten diesen Solar nicht, und Joseph? Er erkannte (natürlich!) weder die Schärpe, die Garonne, noch irgend eine frühere Schule oder Wohnung. Mit Frau Grenier (oben S.) reiste er in einem Wagen von Toulouse nach Alby, er kannte sie aber nicht; ebensowenig kannte er das Haus der Granerie, wo Solar anderthalb Jahr gewohnt hatte. Das Haus eines Pfarrers Enjalbert aber, das Solar niemals betreten, erkannte er wohl, ja er hätte dort sogar geschlafen. Besonders stark war er im Wiedererkennen von Wohnungen, die im Jahre 1773 noch gar nicht vorhanden waren! Der wahre Graf von Solar wurde am Sonntag den 26. September 1779 wieder ausgegraben, aber de l'Epée siegte über eine Alpenkette von Beweisen. Das Gericht fällte den 28. Juni 1781 das geradezu verrückte Urteil: Cazeaux sei außer Verfolgung zu stellen, aber — Joseph gehörte der Familie Solar an! Ein Verbrechen also ohne Verbrecher, ein neuer Solar ohne Joseph (vielmehr Personalbestimmung Peter), der ehemalige Landstreicher Pichon war gesetzlich Graf von Solar. Und doch lebte damals sein Vater! Und doch war er mit seinem älteren Bruder konfrontiert und von diesem auf das unzweideutigste erkannt worden!*)

*) Il a dit qu'il reconnoissoit dans Joseph le mouvement de la langue qu'il fait actuellement, et qu'il avoit coutume de faire étant petit; qu'il

Kann man sich da noch wundern, daß sich Kaspars „schwarzer Mann“ niemals in Nürnberg gemeldet hat? Es waren auch dieselben verwerflichen Mittel angewendet worden: Bearbeitung der käuflichen Dirne genannt „öffentliche Meinung“ durch sensationelle Zeitungsberichte, Mémoires à la Feuerbach, Einschüchterungen, dreiste Lügen, verlogene Bildnisse, zweierlei Maß in Behandlung der Zeugen und ihrer Aussagen, sophistisches Vertuschen der schreienden Widersprüche des Betrügers „Joseph“. Wie bei Hauser waren sämtliche Lügen des Helden soviele Wahrheiten, die ungenehmen Aussagen beeidigter Zeugen aber waren Lügen; Absurditäten waren Thatsachen, Urkunden aber waren Fälschungen. Wir wissen, daß Kaspar Hauser nach Nürnberg gelaufen ist, oder auch getragen, oder auch gefahren (Feuerbach), oder auch dort schon versteckt war (Daumer), je nachdem es die Gaukelei erheischte. Joseph Pinchon war doch von einem Reiter weggeführt worden? In den Verhören aber war er das eine Mal zu Fuß, ein anderes Mal zu Pferde, dann wieder in einem Wagen (Carosse) verschwunden. „Das ist doch eine deutliche Antwort,“ sagte der in der Harmonistik geübte Abbé: „zu Fuß verließ er seine Mutter, zu Pferde verließ er Toulouse, in einem (geschlossenen) Wagen fuhr er nach Peronne! „Die „Unverfrorenheit“ beider, des Joseph und des Kaspar, war gleich groß. So gab der falsche Solar vor Gericht an, seine

reconnoît trèsbien son nez, ses yeux, sa bouche et toute sa physionomie; que ses dents sont bien rangées de même que lorsqu'elles ont repoussé; qu'il reconnoît encore les jambes; qu'enfin il reconnoît parfaitement Joseph, et le reconnoîtroit dans mille pour être son frère. Aus dem Bericht des Johann Franz Eude vom 5. Juni 1792, der dazu an 6000 Akten zu lesen und drei Monate darauf verwendet hatte. Ich verdanke den Gebrauch der seltenen zeitgenössischen Quellen der großen Gefälligkeit des Herrn Direktors der berühmten Taubstummen-Anstalt in Groningen (Niederlande). Herr Dr. A. W. Alings bearbeitete auch den Katalog der reichhaltigen Fachbibliothek (Catalogus Bibliothecae Guyotianae instituti surdo-mutorum Groningani, 1883), wo auf den Seiten 48—51, 67, 81, 91, 99 Epée und Solar, auf S. 166 die Hauseriana vertreten sind. Der Stifter der musterhaften Anstalt, Heinrich Daniel Guyot (1753—1820), kam 1784 zu Paris in Berührung mit L'Epée und ließ sich zehn Monate lang in dessen Methode unterrichten. Gewiß hat auch dieser edele Menschenfreund damals in gutem Glauben den „Joseph“ als Grafen von Solar begrüßt.

Mutter sei so groß wie Herr Cazeaux (5 Fuß, 4 Zoll!), in Wahrheit aber reichte Frau von Solar diesem kaum an die Schulter. Cazeaux selbst fand er erst nach zwei Fehlgriffen aus fünf aufgestellten schwarzen Männern heraus. Seine Mutter wollte er „mit zwei Herren und einem Mädchen" verlassen, in Häusern, die er nie betreten, genächtigt haben. Im allgemeinen half er sich mit der (geschriebenen) Litanei *oui* oder *non*, wie Kaspar mit seinem untrüglichen „Woas nit" durch (comme des perroquets, heißt es, wie bei Feuerbach, auch in den französischen Akten). Und so wurde aus einem taubstummen Vläming (sein Bruder Alexander redete 1773 auch Vlämisch) noch leichter ein Franzose, wie aus einem sprechenden Pfälzer ein Prinz von Baden. Es wurde sogar ein Brief des Fräulein von Solar an die Vorsteherin der Verpflegungsanstalt de l'Epée's dem Gericht übergeben, der die Nachschrift enthielt: „Ich bitte Sie, meinem lieben kleinen Bruder (!) tausend Zärtlichkeiten zu sagen. Paris, den 8. Oktober 1777." Nun, dieses entscheidende Beweisstück hatte eine Dienstmagd geschrieben, Caroline aber wurde gezwungen, den Brief für ihren eigenen auszugeben! Ohne Druck erkannte das gehetzte Kind den Schwindler aber nicht an. Ob nicht Herr von Tucher auf die Art sogar eine Schwester Kaspar Hausers hätte entdecken können? Und welches „System" wurde mit diesen verruchten Mitteln gestützt? Ein System Feuerbach: Cazeaux sollte um Montaigut herum (oben S. 113) mit Wilhelm v. Solar verschwunden, in Charlas aber das Scheinbegräbnis des Grafen stattgefunden haben. An Stelle des Grafen sollte man ein nicht taubstummes, am 4. September 1773 in den Bädern von Barège plötzlich gestorbenes Kind begraben haben! Im Interesse dieser Absurdität wurde der Totenschein vom Januar 1774, wie der Totenschein des unehelichen Freiherrn v. Guttenburg durch Eberhardt, angefochten. Die meisterhafte (wenn auch vergebliche) Abwehr dieses Märchens durch Elie von Beaumont hätte Mittelstädt gegen Feuerbachs frivole Unterschiebung „eines sterbenden Kindes" fast wörtlich verwenden können! Man sieht, beide Geschichten stimmen in unzähligen Zügen überein. Zu dem Nachweis im einzelnen fehlt mir der Raum, ich will nur noch einer kleinen Anzahl erwähnen. Beide Helden treten zuerst an

einem Feiertag (an einem Sonntag und an einem Pfingstmontag) auf. Beide Geschichten fangen, in Widerspruch mit der Wirklichkeit, gruselig an.*) Wie Feuerbach die unbequemen ersten Zeugen aus dem Wege schafft, so mag auch de l'Epée später von Leroux nichts mehr wissen, und wie Daumer als Zeugen gegen seinen Wundermann „Schuster“ (wie Weickmann) perhorresciert, so verbittet sich de l'Epée den einfachen Diener, der, so gut wie der (mitschuldige?!) Abbé Cazeaux, von Toulouse bis Charlas gegenwärtig gewesen war (à moins que vous ne vouliez prendre pour témoin le domestique de M. Cazeaux. Dessen Anwalt fragt mit Recht: Et pourquoi, je vous prie, ne le prendrois-je pas pour témoin, puisqu'il est témoin nécessaire?). Was nicht mit dem hohen Fluge der Hirngespinste stimmt, wie z. B. der durchgebrannte Schulknabe Joseph oder Kaspar

---

*) Epée läßt den Findling sofort etliche Tage von Kräutern leben: „Le premier août 1773, un enfant sourd et muet est trouvé sur le chemin de Péronne, dans l'état le plus déplorable, couvert de vieux haillons, portant une chemise pourrie sur son corps défaillant, et ayant vécu plusieurs jours d'herbes et des choses les plus viles. La charité le recueille, la dame Poulin le prend chez elle“, u. s. w., kurz, wir sehen und hören Kaspar schon watscheln, quatschen, lallen, ohne Mansard und Leroux, will sagen ohne Weickmann und Beck. Dabei blieb es nun natürlich „bis auf den heutigen Tag“. Beispiele: „Bei seinem (l'Epées) wachsenden Ruf erwachten auch der Neid und die Eifersucht . . . So verwickelte ihn der innige Anteil in viele Verdrießlichkeiten, welchen er an einem taubstummen Jünglinge nahm, welchen man 1773 in Lumpen gehüllt auf der Straße von Peronne aufgefunden und zu ihm (!) gebracht hatte. De l'Epée glaubte, dieser Unglückliche sei ein Mitglied und Erbe der reichen (!), gräflichen Familie Solar“ u. s. w. (A. Hermann in Ersch und Gruber, 35. Teil, 1841, S. 266. Nicht die bessere Proceßführung, sondern der Tod des Herzogs und des Abbé ist Ursache, daß „der junge Mensch dem Elende aufs neue preisgegeben ward“ !) „1773 fand er (Epée selbst!) einen mit Lumpen bedeckten taubstummen Jüngling, in dem er den ausgestoßenen Erben“ u. s. w. (J. Meyers großes Konversations-Lexikon, VIII. 1846, S. 852, wo der arme Peter „in das tiefste Elend zurückversetzt“ wird.) E. hat „1781 die Anerkennung eines im elendesten Zustande auf der Straße gefundenen und von ihm gebildeten Taubstummen der reichen und angesehenen Familie des Grafen Solar zu Toulose durchgesetzt“. (C. G. Firnhaber, in K. A. Schmidt, Encyklopädie, IX. 1873, S. 376.) Im neuesten Brockhaus (VI. 1883, S. 212) „verkommt Graf Solar im tiefsten Elend“! In der gerichtlichen Medizin ergeht es unserem Peter ebenfalls schlecht.

Hauser von Landshut — „lediglich ad acta“! Aber unerwiesene und unbeweisbare Spukgeschichten, Gespenster, die sonst niemand gesehen (vgl. Causes célèbres, Tome LV. Paris 1779 pp. 17,30/31), das sind bombenfeste Offenbarungen. Ferner wird in beiden Geschichten mit blauen Augen, blonden Haaren, Zähnen, Malzeichen am Leibe des verstoßenen Prinzen gleich emsig gewirtschaftet. Auf Genauigkeit in den Angaben kommt es de l'Epée so wenig an wie Feuerbach (er läßt seinen Joseph z. B. nicht 17, sondern 23 Monate in Bicètre verleben), und das überallhin kolportierte Bildnis des Schützlings war von derselben unredlichen Beschaffenheit. So wie die Bilder des „Findlings“ K. H., die ich mir aus einem „Portraitlager — Berlin, W.“ verschrieb, einfach den Vermerk „Baden“ trugen, so zeigte auch das französische Bildnis die lügenhafte Unterschrift: „Joseph, taubstumm, gefunden an dem Weg von Peronne im (!) August 1773, und der Namen und Rang des Grafen von Solar beansprucht, verschwunden (!) aus Toulouse im Juli (!!) 1773.“

Nur in wenigen Punkten fehlt die Analogie: es gab dazumal noch keinen Dr. Preu; den 24. Juli 1792 wurde das Urteil von 1781 umgestoßen (fait défenses à l'individu nommé *Joseph* de se dire et qualifier fils des sieur et dame, Grafen und Gräfinnen gab es ja nicht mehr, des sieur et dame Solar, et de prendre les noms, et exercer les droits et actions appartenant à cette famille); ein Richter, Namens Avrie, hat zuletzt sein dummes Urteil von 1781 und dessen abscheuliche Folgen so stark bereut, daß er Johann Cazeaux zum Erben seines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt, der darauf seine Schicksalsgefährtin Caroline von Solar geheiratet hat. Noch anfangs 1800 lebten beide sehr glücklich. „J'apprends à l' instant du citoyen Cazeaux, arrivé à Paris le 12 du présent mois de nivose an 8“, u. s. w. — so schließt der „Rapport du procès Solar, concernant l'élève sourd et muet de l'abbé de l'Épée. Dieser romantische Schluß gefiel aber dem Litteraten J. N. Bouilly durchaus nicht. In demselben Jahre VIII erschien von ihm in Paris: L'Abbé de l'Épée, comédie historique en 5 actes (deutsch von Kotzebue: Der Taubstumme oder der Abbé de l'Epée, holländisch von Wiselius, 1800); in der Vorrede sagt er: „Daß der Zögling

des Abbé de l'Epée durch einen Spruch des Châtelet zu Paris 1781 wirklich für den Grafen Solar erkannt wurde; daß dieses Urteil 1792 wieder entkräftet wurde, was kümmert's mich?" Er weiß, „daß der Abbé de l'Epée, weit entfernt zu bereuen, was er für seinen Zögling gethan, mit der innigsten Ueberzeugung gestorben ist, daß der Unglückliche wirklich einer ehrwürdigen Familie angehöre und das Opfer des verbrecherischesten Ehrgeizes geworden sei". Noch im Jahre 1845 (Leipzig, Baumgärtner) wurde das Machwerk von B. Thompson „zum Uebertragen ins Englische mit Noten versehen"! Nach der Biographie universelle (XIII. Paris, 1815 p. 197) war Joseph auch darin Kaspar über, daß er schließlich „Reiter geworden" ist. „Le malheureux, nämlich Betrüger, se voyant abandonné de tout le monde, s'engagea dans un régiment de cuirassiers, et périt au bout de quelque temps dans un hôpital." R. I. P.

Sollen wir nun schließlich den zwar in eine fixe Idee verrannten, aber nobelen de l'Epée mit einem der Säulenapostel des Hauser-humbugs, etwa mit Feuerbach, von Tucher oder sogar Daumer vergleichen? Niemals. Von dem Taubstummenerzieher, der überall seine eigenen Mittel zu einem edelen Zwecke hergab, ist kein Brief an einen König vorhanden, der über die Unterstützung seiner Söhne handelt und zeigt, zu welchen juristischen „Memoiren" die Dankbarkeit eines Vaters verleiten kann! Noch weniger gab es Verträge, durch welche ein Gesandter einen subalternen Schreiber durch einen lebenslänglichen, sogar auf die Witwe übergehenden Jahresgehalt von 6000 Gulden zu bestechen versucht hat. Auch ein Lügner wie v. Tucher, der z. B. zu behaupten wagte, daß Kaspars Füße bei seiner Ankunft in Nürnberg in Blut schwammen, war Epée nicht. Und noch viel weniger ähnelte er Daumer, dieser widerwärtigen Mischung von Freigeisterei, Frömmelei und Unredlichkeit. Bei dem ganzen Hauserschwindel kommt im Grunde nur ein Mann heil aus dem Schmelztiegel der Kritik heraus, es ist der einfache Elementarlehrer Meyer in Ansbach.

Am 2. Ostertag.

Übersehene Satzfehler im 1. Heft.

Seite 15	Zeile 20	von	oben	steht	Schäding	statt	Schärding.
„ 20	„ 7	„	„	„	Anfrage	„	Aufregung.
„ 23	„ 11	„	„	„	Polzei	„	Polizei.
„ 30	„ 7	„	unten	„	προφοριχός	„	προφορικός.
„ 30	„ 1	„	„	„	acta	„	actu.
„ 34	Anmerkung			„	Marmon	„	Mormon.
				„	Sachunniathon	„	Sanchuniathon.
„ 39	Zeile 13	von	oben	„	im Islam	„	muß im Islam.
„ 41	unten			„	amerischer	„	amerikanischer.
49	Zeile 5	„	„	„	verpflochten	„	verflochten.

Fr. Nork, S. 34 und sonst, hieß Korn.

S. 28 hat der Herr Schriftsetzer (Zeile 16 von oben) ein Versehen in der Numerierung mit „8. 9.“ stillschweigend emendiert. Damit der Leser seine Bibliothecam Daumerianam komplett habe, sehe er sich in Daumers Athenäum vom Jahre 1838 gefälligst seine Beurteilung des Gespenstersehers Justinus Kerner an! Freilich trug der damalige Pfaffenfresser und spätere Jesuitenknecht die Maske des Dr. Amadeus Ottokar (oben S. 29 Nr. 17).

Auf der 3. Seite des Umschlags Zeile 3 von unten steht „angehenden“ statt „ausgehenden romantischen Zeit“, und Seite 4 unten Holzendorff statt Holtzendorff.